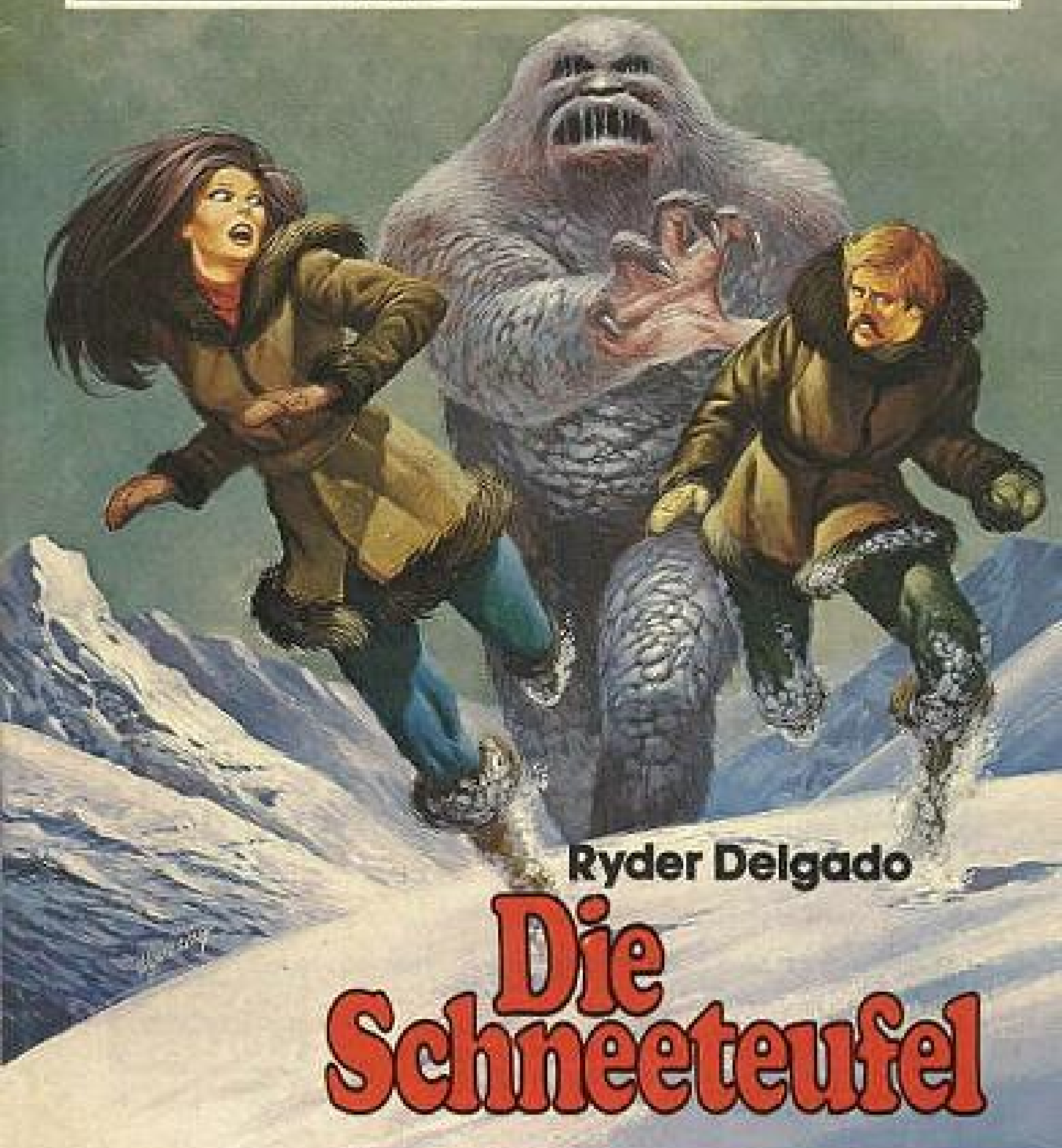
1,60 DM / Band 99
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Ryder Delgado

Die Schneeteufel

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 80



Die Schneeteufel

Damona King Nr. 99

Teil 2/4

von Martin Eisele

erschienen am 19.11.1982

Die Schneeteufel

Ein infernalisches Brausen jagte durch den Gang heran, verwandelte sich in ein schauriges Satansgelächter und rauschte über sie hinweg. Reflexartig zog Damona King den Kopf ein.

Eine Eiseskälte schlug in Nacken und Gesicht. Aber sie hielt nicht an und legte trotz ihrer schlimmen Verletzung ein mörderisches Tempo vor. Dabei machte sie sich keine übertriebenen Hoffnungen. Dieses ganze Kernkraftwerk war eine einzige Todesfalle. Der gespenstische Feind zog die Fäden, der Schwarze Druide wollte sie leiden sehen. Eine echte Chance hatte sie nicht.

Mit einem grausamen Zauber hatte er ihr das steinerne Herz aus der Brust gerissen, wo sie es seit vielen Monaten neben ihrem normalen menschlichen Herz getragen hatte. Aber an dieser Wunde würde sie nicht sofort sterben.

Da hatte sich der Schwarze Druide etwas Grauenvolles ausgedacht.

Er wollte das Kernkraftwerk in die Luft jagen!

Unerbittlich lief die Uhr ab! Noch sechs Minuten bis zum radioaktiven Chaos.

Damona lief durch das kalte Zwielicht, taumelte und sah vor lauter Schmerzen alles doppelt und verzerrt. Die kahlen Betonwände des Ganges wölbten sich ihr scheinbar zitternd entgegen. Je mehr Blut sie verlor, desto schwerer fiel es ihr, sich auf den Füßen zu halten und weiterzulaufen.

Aber sie war zäh. Sie war eine Hexe. Und sie wollte nicht aufgeben. Hier ging es nicht nur um ihr Leben, sondern um das zahlloser Menschen, die in der Umgebung des Kernkraftwerks lebten.

Wenn sie ihnen helfen wollte, dann mußte sie in den Alpha-Reaktor hinunter und dort den Kampf gegen den Druiden aufnehmen.

Sie mußte ihn daran hindern, seine Drohung wahr zu machen.

Der Gedanke daran erlosch jedoch so schnell wieder, wie er aufgeflammt war. Noch immer war der Druidenzauber aktiv, und er sorgte dafür, daß Damona unbewußt genau das Gegenteil von dem tat, was sie tun wollte! Sie suchte nicht die Konfrontation mit dem Dämonischen, sie rannte davon.

Irgendwo stieß sie hart an, sie war gegen die Wand gelaufen, stemmte sich ab und lief stolpernd weiter, so schnell sie es in ihrem Zustand konnte. Sie hörte das Echo ihrer hastigen Schritte und ihre Atemzüge. Wie das Hecheln eines verwundeten Tieres klangen sie.

Hart trommelte ihr Herz von innen gegen die Rippen, während das Blut unaufhaltsam und klebrig aus der Wunde pulste. Ihre Bluse und der Pulli waren davon durchtränkt und saßen schwammig auf der Haut.

Keine Schritte waren hinter ihr zu hören, und doch wußte Sie, der Feind war allgegenwärtig in ihrer Nähe. Er wußte über jeden ihrer Schritte Bescheid.

Der Schwarze Druide verfügte über ein Kräftepotential, das so leicht nicht zu überbieten war. Egal, ob er wie bisher nur als Geistwesen gegen sie kämpfte oder mittlerweile in den Wirtskörper gefahren war, den ihm Zarangar, der Mensch-Teufel besorgt hatte…

Er war höllisch gefährlich und kannte keine Gnade. Das hatte er in dieser Nacht mehr als einmal bewiesen.

»Lauf, Damona King! Lauf!« kreischte seine Stimme hinter ihr her, gefolgt von einem stoßweisen, grausamen Gelächter, das sich hundertfach an der Betonwand brach.

Eine Antwort gab Damona nicht. Sie sparte sich ihren Atem, denn die Luft war ihr ohnehin knapp.

»Lauf!« geiferte der Unheimliche weiter. »Ich habe dir gesagt, daß ich dich bis aufs Blut quälen und peinigen werde! Dieses Versprechen halte ich, bei den tausend Schrecken der Hölle! Lauf… Versuche, dein armseliges Leben zu retten – denk nur an dich, und nicht an die vielen Menschen, die sterben werden! Versuch es – vielleicht kommst du aus diesem Betongefängnis hinaus … Vielleicht kannst du in der Freiheit

draußen dem radioaktiven Inferno entkommen! Wenn du das schaffst, dann hast du immerhin noch sieben Stunden zu leben! Erst nach dieser Frist ist die Wunde, die ich dir zugefügt habe, tödlich. Bis es aber so weit ist, blutest du, wirst du immer schwächer – immer schwächer. Und du wirst Schmerzen ertragen müssen, wie sie noch kein Mensch ertragen mußte! Lauf, lauf, lauf! Vielleicht schaffst du es … Vielleicht kannst du sieben Stunden länger leben!« Wieder gellte das Gelächter, noch boshafter, noch widerwärtiger!

Die Tür, wann kam die Tür, die aus dem Reaktor hinaus, in den langen, davon wegführenden Korridor mündete – und dann in das Nebengebäude? Hätte sie sie nicht schon lange erreicht haben müssen?

Endlos krümmte sich der Gang vor ihr. Dieser Gang verlief parallel zur Außenmauer des Alpha-Reaktors. Eine yarddicke Wandung aus Beton trennte sie von der Freiheit. Ein Grab aus Beton – nichts anderes war dieser Reaktor.

Seit eineinhalb Jahren war er stillgelegt. Er hatte den Sicherheitsbestimmungen nicht mehr genügt, deshalb hatte die Regierung ausnahmsweise einmal umgehend gehandelt.

Doch war damit die Gefahr keineswegs gebannt. In den kalten Tiefen des Alpha-Reaktors lagerten radioaktive Brennstäbe. Wenn das Kraftwerk in die Luft flog, würden die tödlichen Strahlen freigesetzt werden, und was das für die Menschen in der näheren und weiteren Umgebung bedeutete, das konnte sich jeder an fünf Fingern abzählen.

Tod und Verderben!

Die grauenvollen Bilder der Hiroshima-Opfer vor Augen, hetzte Damona weiter. Ihr Wettlauf mit der Zeit peitschte sie an den Rand ihrer Kräfte. Sie würde es nicht schaffen. Und auch Ben Murray, Scotland-Yard-Inspektor und ihr Freund, der draußen mit dem Hubschrauber sozusagen die Nachhut bildete, würde es nicht mehr schaffen, das Chaos aufzuhalten.

Der Schwarze Druide hatte sich ein perfektes Versteck ausgesucht, als er sich in diesem Kernkraftwerk eingenistet hatte.

Ihr Blitzangriff hatte ihn nicht einmal beeindruckt. Mühelos hatte er ihn zurückgeschlagen. Diese Nacht war die schwärzeste Nacht ihres Lebens – wirklich. Was sie bisher schon alles hatte einstecken müssen, das überlebte normalerweise kein Mensch. Sie aber hatte überlebt, und jetzt war ihr Quantum an Glück erschöpft.

Damona King dachte nicht einmal an Flora Blavatsky, das Elementargeister-Mädchen, das ihr in diesem Fall bereits wertvolle Hilfe geleistet hatte. Auch Flora konnte ihr nicht mehr helfen, denn höchstwahrscheinlich war der Schwarze Druide einfach zu mächtig. Bestimmt hatte er einen schwarzmagischen Schutzzauber um das Kraftwerk gelegt, um das Eindringen weiterer Gegner zu verhindern.

Und, damit er sich in aller Ruhe um Damona kümmern konnte.

Abermals gellte dröhnendes Gelächter durch den weiten Gang und verhallte. Damona blieb schwankend stehen, als sie das harte, metallische Klappern vor sich auf dem Boden vernahm. Mit der rechten Schuhspitze war sie gegen einen dort liegenden Gegenstand gestoßen und hatte ihn weggekickt.

»Du hast sie übersehen!« hechelte die überlaute, krächzende Stimme des Schwarzen Druiden los. »Du hast die Tür übersehen, die in die Freiheit führt! Eine Ehrenrunde… du bist eine Ehrenrunde gelaufen! Wie großzügig, wo du doch so unter Zeitdruck stehst, meine Liebe …«

Der Unheimliche hätte ihr das nicht mehr extra zu erklären brauchen. Sie hatte es selbst begriffen. Der harte Metallgegenstand war demgemäß auch nicht irgend ein Hindernis, sondern – ihre Luger, die sie vorhin fallen gelassen hatte, als der Angriff des Druidengeistes erfolgte. Er hatte sie zurückgeschmettert, zu Boden geworfen – und dann…

Dann hatte er ihr das Hexenherz aus der Brust gerissen!

Damona spürte das Entsetzen eiskalt auf ihrem Rücken. Ihre Nackenhärchen standen aufgerichtet wie bei einem Punk, bloß daß sie ein solcher erst einmal mit Maschinenöl einschmieren mußte.

Sie lag auf den Knien und ihre Hände tasteten über den dreckigen, kalten Boden. Sie kroch weiter. Die Luger. Wo lag sie jetzt? Geradeaus, vor ihr? Oder seitwärts? Das Zwielicht reichte nicht aus, sie das erkennen zu lassen.

Dafür aber sah sie etwas anderes, was sie noch mehr zur Eile antrieb!

Es waren zwei Schatten, schwarz wie der Tod, die nur knapp vier Yards hinter ihr, linker Hand, aus dem runden Durchlaß tauchten, dessen Metallschott offenstand. Vorhin hatte sie es nicht gesehen.

Die Magie des Druiden hatte das verhindert – bis jetzt!

Übergangslos erlosch der Zauber. Sie war wieder sie selbst, erkannte, was für ein teuflisches Spiel der Druide mit ihr getrieben hatte – und sie wußte, dieser Durchlaß führte in die große Reaktor-Brennkammer hinunter, in der ihr Feind steckte und in der auch die radioaktiven Brennstäbe gelagert waren.

Und die Schatten, die daraus auftauchten, gehörten den strahlenverseuchten menschlichen Handlangern des Dämonengeistes!

***

Als das Gespenst neben Ben Murray verschwand, fühlte er sich schlagartig erleichtert.

Wieso das der Fall war, konnte er auch nicht sagen. Es war keine grauenvolle Erscheinung gewesen, sondern Damona Kings Ebenbild. Sie selbst hatte dieses weißmagische Abziehbild ihrer selbst mit ihren Hexenkräften erschaffen, bevor sie mit dem Fallschirm abgesprungen

war, um das aufgelassene Kernkraftwerk Kingston IV zu stürmen und dem Schwarzen Druiden das Handwerk zu legen.

Beide hatten sie gewußt, daß der Druide raffiniert und aufmerksam genug war, auch den Luftraum über seinem Versteck zu überwachen. Mit den Fähigkeiten, die er schon den ganzen Abend demonstrierte, mußte ihm das ein Leichtes sein. Deshalb die Damona-King-Attrappe. Vielleicht konnten sie ihn damit lange genug bluffen. Er sollte glauben, daß Damona King bei ihm hier oben im Hubschrauber saß. Dann hatte sie hoffentlich Zeit genug, in den Reaktor hineinzukommen.

Jetzt war die Vision verschwunden. Das konnte bedeuten, sie hatte den ersten Punkt ihres Einsatzplans abgehakt und war in das Kraftwerk eingedrungen. Grund zum Aufatmen gab es deshalb noch lange nicht.

Ben Murray dachte an seinen eigenen Einsatz. Er war Damonas Rückendeckung, sozusagen. Noch zwei Schleifen über dem Kraftwerk, dann würde er landen und seinerseits in Aktion treten. Dabei wußte er genau, daß er damit eine Art Opferfunktion innehatte. Er lenkte sämtliche Aufmerksamkeit des Druidengeistes auf sich. Das gab Damona noch einmal ein paar wertvolle Sekunden oder sogar Minuten.

Abgesprochen hatten sie das nicht. Ben wußte, sie hätte es niemals gut geheißen. Sie wollte diese Sache hier solo erledigen, aber das konnte sie nicht.

Ben drückte ihr sämtliche Daumen, die er zur Verfügung hatte, und das, obwohl ihn die Fliegerei voll in Anspruch nahm. Für sich selbst konnte er die Daumen nachher noch drücken. Ein hartes Lächeln kerbte das grob geschnittene Gesicht des Yard-Inspektors.

Er flog eine weitere Schleife, behielt die Lichtpunkte der Armaturen im Auge und vergaß auch nicht, auf die Umgebung draußen zu achten. Ganz beiläufig befeuchtete er mit der Zunge die Lippen. Unter ihm, in der Dunkelheit, wischte das große Gelände und die Gebäudekomplexe des Kraftwerks von Kingston upon Thames vorbei, die beiden hohen Kühltürme, die wie in der Mitte zusammengedrückte Coladosen aussahen, die Verwaltungs- und Wachmannschaftsgebäude.

Die Fenster der letzteren waren dunkel, aber Ben wußte, daß es eine Wachmannschaft gab, die von dem mächtigen Energiekonzern unterhalten wurde.

Weiter voraus sah er im milchigtrüben Licht der Peitschenlaternen, die an den Grenzen des Geländes in regelmäßigen Abständen errichtet waren, den übermannshohen Stacheldrahtzaun und zusätzlich die hohen Betonmauern. Beide waren angelegt worden, als die Leute der Umgebung ihrer Angst Ausdruck gegeben und gegen die unzulässige Lagerung der radioaktiven Brennstäbe in den aufgelassenen Reaktoren

demonstriert hatten.

Es war zu großen Menschenversammlungen gekommen. Polizeieinsätze hatten sich gejagt, obwohl im Grunde genommen kein Anlaß dazu bestand. Die Demonstrationen waren jedesmal, Gott sei Dank, friedlich verlaufen. Ben hatte seine Kollegen nie darum beneidet, hier die Überwacherfunktion innehaben zu müssen. Viele von ihnen wären bestimmt lieber auf der anderen Seite des Drahtverhaus bei den Demonstranten gewesen, wie auch er selbst, denn auch er hielt das Vorgehen der Verantwortlichen für verantwortungslos, dumm und kurzsichtig. Man durfte den radioaktiven Müll doch nicht einfach vergessen – oder so tun, als könnte man ihn vergessen. Ganz gleich, ob das nun hier der Fall war, wo er in den Reaktoren zurückgelassen worden war, oder an anderen Stellen des Landes, wo er entweder in ehemaligen Salzbergwerken vergraben oder draußen im Meer versenkt wurde.

Keine Menschenseele war dort unten unterwegs. Einsam und verlassen und unglaublich trist lag das weite Areal unter dem frostigen Mantel der Nacht. In der Ferne gab es hier und dort einen schmalen Lichtschimmer am Horizont. Die Zeit der Finsternis würde bald vorbei sein.

Das gleichmäßige Rattern der Rotoren war Bens einziger Begleiter.

Er wurde nervös, hatte das Gefühl, daß er hier seine Zeit vergeudete und dachte an die Männer der Wachtmannschaft.

Ob sie davon wußten, wer sich in einem der Reaktor-Türme eingenistet hatte? Oder – andersherum: hatte der Druidengeist sie in Ruhe gelassen, oder sie aber – getötet? Ben wußte, es gab noch Schlimmeres, was er mit ihnen hatte anstellen können. Beispielsweise hätte er sie zu seinen Dienern, zu seinen Wächtern umfunktionieren können. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß sich ein Dämon menschlicher Hilfe bediente.

Die zweite Schleife.

Nichts passierte. Ben Murray hatte zumindest mit einem Angriff gerechnet. Durch die Höllenengel, die von der Zeugin Francine O'Hara angeblich gesehen worden waren, wie sie auf einen der Reaktor-Türme zugeflogen waren.

Daß dies nur eine Vision gewesen war, die der Druide bewußt geschaffen hatte, um Francine O'Hara zu täuschen und zu veranlassen, Scotland Yard anzurufen, konnte Ben Murray nicht wissen. In diesem Fall gab es keine Fairneß.

Ben ließ den Hubschrauber tiefer gehen. Spätestens jetzt mußten die Wächter – auch, wenn sie in den Kojen lagen und den Schlaf der Gerechten schliefen – wach und aufmerksam werden. Aber noch immer geschah nichts. Geisterhaft ruhig und still blieb alles, und auch jetzt ging nirgends ein Licht hinter den Fenstern der Wachgebäude an.

Das alarmierte Ben. Er begann zu ahnen, daß der Schwarze Druide auch hier wirklich ganze Arbeit getan hatte.

Ben kniff die Lippen zusammen, was seinem ohnehin schon harten Gesicht ein wölfisches Aussehen gab. Er war kein Paradepolizist, kein Schönling, schon gar nicht mit den stets scheinbar hervorquellenden Augen. Ben Murray war außerdem korpulent und meist auch brummig. Er führte einen ewigen Kampf gegen die Kalorien – und verlor ihn nur zu oft. Am ehesten erinnerte er vom Aussehen her an den grandiosen Charakterdarsteller Edward G. Robinson.

Der Schatten der großen Libelle huschte über den Boden. Ben schwenkte herum, ging noch tiefer. Jetzt war er froh, daß er auf dem Weg von London hier heraus die Wachmannschaft nicht von ihrem Kommen über Funk verständigt hatte. Damona hatte es ihm abgeraten. Also hatte sie schon zu der Zeit den Braten gerochen.

Federnd setzte der Hubschrauber auf. Ben desaktivierte die Instrumente, löste den Gurt und stieß die Plexiglastür auf. Die Rotoren wischten noch ein paarmal wie übergroße Sensen durch die Nachtluft, verursachten dabei leise pfeifende Geräusche und standen dann still. Ben Murray war zu diesem Zeitpunkt bereits zum Reaktorgebäude unterwegs. Und zwar mit einer Schnelligkeit, die man ihm bei seinem schwerfälligen Aussehen nie zugetraut hätte.

Aber Ben war in vielerlei Hinsicht zu unterschätzen – und vielleicht legte er es darauf geradezu an, denn bisher hatte er noch jedem Gegner bewiesen, daß er topfit war.

Die Dienstwaffe, eine Walther PPK, die er beim Start mit einem Magazin mit geweihten Silberkugeln geladen hatte, hielt er in der Faust. Spärlich wuchsen vergilbte Grasbüschel auf dem kargen Boden, wo er nicht betoniert oder geteert war. Tau hatte sich darauf abgesetzt. Manchmal blinkten ein paar nasse Punkte wie Juwelen.

Ben achtete darauf nicht. Er sicherte nach rechts und links, zuckte zusammen, als gedämpft Schüsse aufbellten, und wußte, daß der Showdown im Reaktor begonnen hatte.

Aber Damona konnte sich wehren. Sie war eine Ein-Frau-Armee, kannte eine Menge raffinierte Tricks und war auch hervorragend ausstaffiert. Soviel er wußte, hatte sie Ninja-Nebelgranaten dabei, genügend Munition für ihre Luger, dazu noch allerlei magische Ausrüstung. Wie oft hatte sie damit im Alleingang kleine Wunder vollbracht, bei deren Erledigung eine mittlere Armee gescheitert wäre. Er brauchte da bloß an den Kampf gegen den Bestien-Meister Rarchar zu denken.

Trotzdem, wenn er ganz ehrlich war, dann wünschte er sich jetzt doch, daß auch Mike Hunter hier wäre. Mike, ehemaliger Versicherungsdetektiv der Transworld Insurance, war sein Freund, und das war er schon gewesen, bevor er Damona King kennen- und

liebengelernt hatte. Mittlerweile waren er und Damona schon ein paar Jahre zusammen und hatten eine Menge Kämpfe gegen die Dämonenbrut bestanden. Momentan war Mike allerdings geschäftlich für den King Konzern in Paris.

Daran biß die Maus keinen Faden ab, und deshalb mußten Damona und er dieses Mal selbst sehen, wie sie zurecht kamen.

Ben stoppte seinen wieselschnellen Lauf rechts neben der offenstehenden Tür des Gebäudes ab. Jetzt war da drinnen alles still. Wenn es Geräusche oder Stimmen zu hören gab, dann bestimmt nicht bis hierher. Die dicken Mauern dämpften perfekt.

Ben wartete und hörte sein Herz klopfen.

Dann schwang er herum und tauchte in die Dunkelheit der Türöffnung hinein, riß sich gleich darauf seitwärts weg. Wenn er erwartet hatte, das Peitschen von Schüssen würde ihn empfangen, so sah er sich enttäuscht.

Er rannte los. Im Gegensatz zu Damona, die den Grundriß der Kraftwerksanlage aus Zeitungsberichten noch genau kannte, war er in der schwächeren Position. Er mußte sich erst orientieren. An die Pläne konnte er sich nicht mehr so genau erinnern. Aber Damona King war eine Hexe, und er als normaler Sterblicher konnte sich auch nicht mit ihr vergleichen.

Der Schweiß brach ihm aus. Zweimal mußte er umkehren, weil die Korridore, die er entlangrannte, entweder vor abgeschlossenen Türen endeten oder aber in die falsche Richtung führten.

Eine Treppe hinauf.

Muffige, kühle Luft schlug ihm entgegen. Wenn er seiner Fantasie freien Lauf ließ, dann meinte er regelrecht, einen radioaktiven Geruch riechen zu können. Aber Radioaktivität war geruchlos, und natürlich saß er in diesem Fall wirklich purer Einbildung auf.

Aber er mußte mit der Radioaktivität rechnen, darüber war er sich ganz klar. Ein Dämon vom Kaliber dieses Schwarzen Druiden ließ eine solche Gelegenheit doch nicht aus, wenn er sie zu seinen Gunsten verwenden konnte.

Was, wenn er sich im Zentrum der Radioaktivität versteckte? Mitten in der Lagerstätte der ausgedienten Brennstäbe des Reaktors?

Wie, um Himmels willen, sollten sie da an ihn herankommen?

Daß der Druidengeist nicht abwartete, bis man ihn holte, wurde Ben Murray gleich darauf klar.

Geisterhaft grelles Licht explodierte vor ihm auf der Treppe, blendete ihn. Er riß den linken Arm reflexartig hoch, die Waffenhand ebenfalls, doch bevor er abdrücken konnte, war der Angreifer bereits über ihm.

Die Lichterscheinung raste ihm mit Heulen und Jaulen entgegen, aus fratzenhaften Mäulern wurden Geräusche ausgestoßen, die sich anhörten, als würden viele Leute gleichzeitig durcheinanderreden.

Dann mischten sich Schmatzen und Hecheln und Kichern darin, um schließlich zu einer normalen Stimme zu werden.

»Verloren, Bulle!« kreischte diese Stimme eigenartig emotionslos.

»Schachmatt. Aus und vorbei!«

Ben kam noch dazu, den Abzug seiner Waffe zurückzureißen, hörte auch, daß sich der Schuß in einem knallenden Bellen entlud und die silberne Kugel in die Finsternis hinausstach, dem Geistwesen entgegen…

Dann krachte das weiße, wirbelnde Gebilde eiskalt gegen ihn, saugte sich brutal auf seinem Gesicht fest und drang schleimig in seinen entsetzt aufgerissenen Mund und durch die Poren seiner Gesichtshaut in ihn ein…

Zu einer weiteren Gegenwehr kam Ben Murray nicht mehr. Alles in ihm vereiste.

Kraftlos kippte er um, schlug auf den Boden und blieb verrenkt liegen. Er konnte kaum mehr denken, gleich würde es aus und vorbei sein, wie das der Dämon prophezeit hatte. Aber er war doch irgendwie zufrieden. Für einen lächerlich kurzen Moment hatte er den Druiden abgelenkt und auf sich allein konzentriert. Vielleicht hatte es einen Sinn gehabt – für Damona King.

Er hatte gewußt, was er tat. In dieser Auseinandersetzung war er wie bei einem Schachspiel der Bauer gewesen, der für einen einzigen und hoffentlich entscheidenden Zug die weiße Dame gedeckt hatte…

***

Vor ihr lag eine Leiche!

Das Gesicht, das Damonas herumtastende Hand berührte, war noch warm, jedoch runzelig wie das einer Mumie. Erschrocken riß sie ihre Hand fort. Hinter ihr kamen die beiden Männer und Damona hatte ihre Luger noch immer nicht gefunden.

»Wir sind auf Geheiß unseres Meisters hier«, sagte der eine Schatten mit einer kaum mehr verständlichen, rissigen Stimme.

»Damit es dir in der Dunkelheit nicht langweilig wird«, fügte der andere mit einem unerfreulichen, meckernden Lachen hinzu.

»Wie rührend!« fauchte Damona kaltschnäuzig, sah kurz über die Schulter zu ihnen zurück, wobei sie jedoch die Suche nach ihrer Waffe nicht unterbrach. Sie mußte hier irgendwo liegen. Gleichzeitig war sie aber auch auf einen Angriff gefaßt.

Kalt blinkte der Lichtreflex von irgendwoher über das Metall des langläufigen Revolvers, den der links stehende Schatten soeben genüßlich langsam auf sie anlegte. Wie auf einem Schießstand. Sie wußten, wie es um Damona stand, wußten, daß sie verletzt und dadurch gehandicapt war.

Deshalb unterschätzten sie sie auch, was sie natürlich ausnutzte.

Sie knallte dem Revolverhelden die Ninja-Nebelgranate direkt vor die Stiefelspitzen, die graue Wand leckte hoch, und der Schatten schrie entsetzt. Ein Schuß bellte, die Kugel sirrte den Gang entlang, bloß war Damona längst nicht mehr dort, wo sie gerade noch gewesen war. Sie warf sich über den Toten weg, kam hart auf dem Boden auf, rollte ab, stieß gegen einen zweiten reglosen Körper. Wie der andere gehörte er zu den vier Höllensklaven, die sich ihr entgegengestellt und sie unter Feuer genommen hatten, als sie das Kernkraftwerk gestürmt hatte. Das bewies, daß der Schwarze Druide sie wirklich nicht bluffte, daß sie die Ausgangstür tatsächlich übersehen hatte und sozusagen im Kreis gelaufen und jetzt wieder am Ausgangspunkt ihrer Flucht angekommen war.

Damona riß den Leichnam des durch die radioaktive Strahlung verunstalteten Mannes hoch über sich und stieß gegen einen weiteren noch warmen Körper. Gleichzeitig peitschten die Schüsse. Der Tote, den Damona wie einen Schutzschild vor sich hielt, wurde durchgeschüttelt, sie spürte jeden einzelnen Kugeleinschlag und wurde von der Wucht der Geschosse zurückgeworfen.

»Die ist hin!« krächzte einer der Schatten, die jetzt in der sich ausbreitenden Nebelwolke auftauchten.

»Sicher ist sicher!«

Wieder krachte es. Damona mußte sich brutal zwingen, sich nicht zu bewegen. Krampfhaft hielt sie den Leichnam. Haß auf den Druiden fraß in ihr, denn dieser Teufel zwang die Menschen, wie Bestien zu handeln. Er hatte sie ihrer Menschlichkeit beraubt – und das in jeder Hinsicht. Nicht einmal ihrem Äußeren nach waren sie mehr wie Menschen.

Die Schritte der beiden Männer näherten sich langsam. Sie hatten Zeit, viel Zeit, ganz im Gegensatz zu Damona.

Die zweite und die dritte Nebelgranate flogen los, prallten auf und entluden sich explosionsartig. Dann tauchte einer der Schatten taumelnd und hustend rechter Hand auf…

Damona zog den Silberdolch aus der Lederscheide im Stiefelschaft, ruckte die Hand zurück und schleuderte den geweihten Stahl. Der Schatten klappte zusammen, röchelte, stakste noch einen Schritt vorwärts und fiel dann schlaff zu Boden.

Ein grausames Zischeln und Brodeln wurde laut, und zu den Nebelschwaden, die durch den Gang trieben, kamen jetzt noch die stinkenden Dämpfe des Auflösungsprozesses dieses Ungeheuers in Menschengestalt.

Damona war bereits wieder unterwegs. Viele Ausweichmöglichkeiten hatte sie in dem nicht zu breiten Gang nicht. Eine verirrte Kugel konnte sie immer treffen. Aber das Risiko ging sie ein. Sie wälzte sich ab, spürte einen harten Gegenstand unter sich, packte ihn und rollte

weiter.

Schüsse ballerten, geisterhafte Lichtflecken blitzten in der nebelhaften Düsternis hinter ihr, und die harten, knallenden Einschläge sowie die umherspritzenden Betonfetzen zeigten ihr, daß der noch lebende Verunstaltete höllisch gut lag.

Der harte Gegenstand jedoch war tatsächlich ihre Luger gewesen.

Jetzt ruckte Damona herum, die Waffe im Anschlag. Abermals blühten Mündungsfeuer auf und verrieten den Standort des Höllendieners.

Damona hielt die Luger ruhig, und genauso ruhig zog sie den Stecher durch. Der Schuß platzte in das wilde und ziellose Herumgeballere hinein, der Schatten machte einen grotesken Luftsprung, wurde zurückgeschlagen und fiel.

Aber er war nicht tot!

Er richtete sich sofort wieder auf! – Und feuerte!

Damona klebte am Boden. Ihr Rückgrat war schweißnaß, die langen, schwarzen Haare hingen wirr in ihr Gesicht, das sie dicht über dem Boden schweben ließ.

Der Schwarze war schnell, unglaublich schnell, und ein wütender Schrei flog über seine straff gespannten Lippen. Er kam. Damona war ihm in ihrer momentanen schlimmen Verfassung nicht gewachsen, was Schnelligkeit und Geschmeidigkeit anging.

Ihr Zurückrobben war lächerlich langsam, die Handbewegung, mit der sie die Luger herum- und hochriß, auch. Aber sie drückte dennoch ab, sah den Feuerspeer aus dem Lauf schießen.

Er traf auch, abermals zuckte der Schatten zusammen, sein Sprung wurde zu einem bizarren Fall. Eine Waffe klapperte über den Boden.

Warum vernichteten ihn die Silberkugeln nicht?

»Ich kriege dich…«, keuchte der Untote. »Verdammte Hexe du … Ich kriege dich!« Die letzten Worte waren nur mehr ein blubberndes Röcheln. Er kroch auf Damona zu. Wenigstens stand er diesmal nicht mehr auf. Seine Augen leuchteten übergroß in der Finsternis, als wäre er ein Raubtier – ein schwarzer Panther!

Damona hielt die Luger jetzt im Beidhandanschlag, kauerte sitzend auf dem kalten Boden – und zögerte doch.

»Bleib, wo du bist!« warnte sie drohend.

»Ich denke nicht daran!«

»Ich schieße!«

»Du kannst mich nicht töten«, krächzte der Verunstaltete höhnisch. »Ich stehe unter dem mächtigen Schutz meines Gottes, des Schwarzen Druiden! Er ist mächtiger als deine silbernen Kugeln!«

»Das werden wir sehen!«

»Frevlerin, verdammte, ungläubige Frevlerin… Ich werde dich mit meinen bloßen Händen erwürgen! Deinen Schädel werde ich meinem

Herrn zum Geschenk machen!«

Er robbte ununterbrochen weiter. Mit der rechten Hand zog er seinen schlaffen Körper vorwärts, und die schleifenden Geräusche, die er dadurch verursachte, ließen ein frostiges Angstgefühl über Damonas Rücken sirren. Sie schluckte hart. Die Schmerzen in ihrer Brust waren wie glutflüssige Spiralen, die sich immer weiter drehten und sich in sie hineinfraßen.

Der Verunstaltete raffte sich unvermittelt auf, federte wankend hoch, stieß sich ab – und lag schon auf Damona, bevor sie auch nur reagieren konnte. Grollend fetzte er mit ausgestreckten Fingern nach ihren Augen. Damona ruckte den Kopf weg. Er erwischte nur noch ein Büschel Haare und fetzte daran. Mit der anderen Hand schlug er zu. Der Schlag saß und rammte ihren Schädel auf den Boden hinunter. Der nächste mörderische Angriff stieß ins Leere. Damona schlug mit vernichtender Wucht mit der Luger zu – ein Schlag von unten nach oben, und er traf den Schädel des Mannes. Der Körper sackte rückwärts von ihr. Sie rollte weg, bekam Distanz zwischen sich und dem Besessenen. Sie hätte schreien können, so brannte die Wunde.

Durch den harten Aufprall des lebenden Toten war alles noch schlimmer geworden. Sie fühlte sich wie aufgerissen.

Der Unheimliche kam schon wieder.

Er griff wieder an, tödlich und trotz seiner Wunden schnell und kraftvoll wie eine gespannte Stahlfeder, die man plötzlich losläßt.

Übergroß sah Damona das schwarzverfärbte, von Beulen überwucherte Gesicht, die stumpfen, toten Augen, das weit aufgerissene Maul und die stummelartige, vorstehende und ebenfalls schwarze Zunge! Als der Angriffsschrei losgellte, brach links und rechts neben diesem Maul die Haut auf und eine schwarze Flüssigkeit sickerte heraus. Nein, das war kein Mensch mehr!

Das war ein Ungeheuer, das sich der Schwarze Druide gezüchtet hatte! Schwarze Magie und Radioaktivität hatten hier ein grausames Zusammenspiel vollbracht!

Damona schoß, und ihr Magen klumpte sich zusammen, wenn sie daran dachte, was passieren würde, wenn jetzt zusätzlich auch noch der Druidengeist eingriff. Aber der hielt sich wieder im Hintergrund und ließ seine Teufelsmarionetten die Dreckarbeit tun. Die Zeit arbeitete sowieso für ihn – und nur für ihn!

Damona feuerte zweimal, und jedes Durchziehen des Stechers bereitete ihr Schmerzen, aber sie durfte sich von diesem Ungetüm nicht einfach abschlachten lassen.

Er lebte noch immer.

Und jetzt lachte er sogar.

Gab es denn wirklich gar nichts, das ihn erledigte?

»Glaubst du mir jetzt, Damona King?« flüsterte er, als er sich wieder

aufrappelte. »Mein Herr und Meister hält seine schützende Hand über mich.«

Wirklich, so sah es aus. Die Wunden, die die Silberkugeln in seinen Körper geschlagen hatten, verdaute er wie Mückenstiche. Andere Dämonen wären längst von der auflösenden und zersetzenden Wirkung des Silbers zerfressen worden. Nicht so er. Ruckend und zappelnd kam er wieder hoch. Er wurde zu einem Alptraum. Damona wich zurück, rappelte sich hoch, stand auf unsicheren und wackeligen Beinen.

Fliehen konnte und wollte sie nicht mehr.

Vibrierende Schleier legten sich vor ihre Augen, retuschierten das Bild des immer noch lebenden Toten, der zu ihr herankroch, seinen Körper hinter sich her schleifte und sie von unten triumphierend und herausfordernd anglotzte.

»Schieß doch!« kochte er. »Schieß!« Haßerfüllt klang seine Stimme und von einer infernalischen Freude erfüllt. »Oder hast du es begriffen? Hast du endlich kapiert, daß nicht dieser Körper hier dein Gegner ist, sondern die Zeit! Die Zeit, Damona King!«

Ja, das hatte sie begriffen. Aber auch noch etwas anderes. Daß in dieser toten und doch lebenden Hülle der Geist des Druiden steckte!

***

Deshalb konnte er nicht sterben!

Den Schwarzen Druiden selbst konnte man nur vernichten, wenn man seinen Namen kannte, den er zusammen mit seiner dämonischen Seele irgendwo versteckt hatte!

Gelähmt vor Grauen und hilfloser Wut starrte sie auf den lebenden Toten hinunter, sah das Blinken der stumpfen Augen, die ruckenden Kriechbewegungen, die ihn wieder zu ihr heranbrachten, dann spürte sie die krallenden, sich schließenden Finger an ihren Beinen – und drückte ab!

Es war wie ein fürchterlicher Alptraum. Sie leerte das ganze Magazin.

Schlagartig war es vorbei, die Silberkugeln entfalteten jetzt ihre zerstörerische Wirkung in dem verunstalteten und schwarzmagisch verseuchten Gewebe und der Unglückliche, der von dem Schwarzen Druiden besessen gewesen war, war erlöst. Endgültig.

Der Druidengeist jedoch war nicht besiegt.

So naiv konnte sie gar nicht sein, daß sie das überhaupt in Erwägung zog.

Er war in seinen anderen, in seinen primären Wirtskörper zurückgekehrt. In den Körper von Roger Ayscomb, der ihm von Zarangar beschafft worden war, und der in diesem unheimlichen Fall bereits eine unheilvolle Hauptrolle gespielt hatte.

Damona sah auf das Brodeln hinunter, das den verunstalteten Körper

vernichtete, dann stieg sie über ihn hinweg. Schwefelartige Dämpfe stiegen zitternd hoch.

Aber das Lachen, das gleich darauf hinter ihr laut wurde, kam noch immer von ihm! Damona fuhr herum, stieß das neue Magazin in die Luger und war bereit. Der Schädel des Toten hatte sich zu ihr umgewandt. Die Augenhöhlen glotzten sie an. Meckernd lachte das Maul, wobei der Unterkiefer ruckende, mahlende Bewegungen machte, deren schabende Geräusche sie genau hörte.

»Diese sterbliche Hülle hast du besiegt, wie großartig! Aber gegen deinen wirklichen Gegner hast du verloren. Die Zeit ist abgelaufen, Damona King! Noch eine einzige Minute ist übrig geblieben.« Wieder Lachen, während die Auflösung jetzt auch auf den ruckenden, lachenden Schädel überging, die Haut platzen und sich aufrollen und dann in Staub verwandeln ließ, »Siebenundfünfzig Sekunden, sechsundfünfzig…« Damona handelte.

***

Das Metallschott war nicht verschlossen, sondern stand noch immer weit offen. Damona tauchte in die niedere, runde Öffnung hinein, die Luger in der Rechten, bereit, beim geringsten Anzeichen eines Angriffs abzudrücken. Im stillen zählte sie die Sekunden mit. Die Stimme des lebenden Toten hinter ihr war verstummt.

In der Schwärze vor ihr leuchtete ein düsterroter Lichtschein, wischte tanzend und flackernd über die Schachtwände. Dieses Leuchten kam aus den Tiefen des Reaktors.

So weit war sie vorhin schon einmal gekommen. Sie hatte es schon einmal gesehen, als sie vorhin ihren Blitzkrieg hier herein gestartet hatte und so mühelos zurückgeschlagen worden war. Jetzt erfolgte kein Gegenangriff. Es sah so aus, als sei der Druidengeist – abgelenkt!

Wie auch immer – sie rannte, wobei sie die Linke auf die Brustwunde gepreßt hielt und darunter das Pulsieren des Blutes spürte.

Ihre Schuhsohlen hämmerten auf den Beton. Das einzige Echo kam von rechts. Dort war eine Wand. Links erstreckte sich eine Art Galeriegang halb um den Schacht herum.

Die eiserne Steigleiter war leer.

Das Höllengluten aus der Tiefe des Reaktorschachts sandte eine vage Helligkeit aus, in deren Schein sie vier verkrümmt liegende Körper am Fuß der Steigleiter ausmachen konnte.

Von den acht Höllendienern, die ihr vorhin entgegengestürmt waren, waren also nur vier erledigt worden, als sie auf sie gefeuert und dafür gesorgt hatte, daß sie in die Tiefe zurückstürzten.

Zwei hatte sie gerade erledigt.

Machte mit den anderen vieren genau zehn. Blieben zwei übrig, die noch irgendwo hier in der Düsternis herumschleichen mußten!

Damona sicherte, entdeckte die beiden Höllensklaven jedoch nirgends.

Sie steckte die Luger weg, ignorierte die Schmerzen. Es gab Schlimmeres. Sechsunddreißig Sekunden noch. Fünfunddreißig. Sie hangelte die Steigleiter hinunter, zehn Yards rutschte sie förmlich ab. Sie hatte kaum mehr die Kraft, sich festzuhalten. Ihr Körper pendelte hin und her. Von unten herauf schienen schleimige Krallenhände nach ihr zu greifen und sie in die Länge zu ziehen. Wütend wurde der Schmerz, das Blut pulste förmlich aus der Brustwunde.

Aber sie würde leben – leben – leben. Der Schwarze Druide wollte es so. Sieben Stunden hatte sie Frist – falls sie das radioaktive Chaos überstehen sollte. In Sachen Grausamkeit war er wirklich ein Meister seines Faches!

Rechts unten flackerte etwas schwach. Ein milchiges Leuchten, kaum mehr zu erkennen. Das war die Magnesiumfackel, die sie zum Auftakt hinuntergeschleudert hatte. Die anderen hatte sie wahrscheinlich droben, im Korridor verloren.

Damona vermißte das hämische Lachen des Druiden.

Wo steckte er? Warum ließ er sie so ungestraft hier herunterkommen, in sein Heiligtum?

War wirklich alles aus und vorbei?

Noch zwanzig Sekunden. Höchstens.

Sie drehte sich halb um, unterbrach ihr Abwärtsklettern jedoch nicht, sondern wurde eher noch schneller. Sie hatte wirklich nichts mehr zu verlieren. Die Schachtsohle war jetzt deutlicher zu sehen.

Rauher Betonboden. Die Magnesiumfackel erlosch. Aber das rötliche Leuchten, das die Wände wie mit Blut gestrichen aussehen ließ, reichte allemal.

Was war das für ein Leuchten?

Sie sah einen Schatten darunter, wie auseinandergelaufener Teig, groß, eine regelrechte Pfütze, ein Fladen, dann konnte sie nicht mehr hinsehen, weil sie sich wieder auf die Sprossen konzentrierte. Ihr war schlecht. Sie würgte. Aber sie machte weiter. Zehn Sekunden!

Damona sprang, der Schlag des Aufpralls fuhr wie ein Blitz gleißend von unten nach oben durch sie, elektrisierte sie halb und dann lag sie keuchend am Boden und spie Blut und rollte sich doch noch irgendwie ab. Ihre Brustwunde sandte reißende Stiche durch ihren Leib, sie knirschte mit den Zähnen, damit sie nicht schrie, sie krümmte sich zusammen. Der Schmerz ließ nicht nach. Sie wollte sich trotzdem aufrichten. Sie schaffte es nicht. Sie lag am Boden, hörte sich hecheln und röcheln und hörte zugleich das harte Ticken einer imaginären Uhr.

Tacktacktack!

Sechs Sekunden! Fünf! Vier!

Sie rang heftig nach Atem. Blutgeschmack füllte ihren Mund aus.

Ihre Lippen waren aufgeplatzt. Die Luger… Sie zog sie aus der Halfter, kroch los, riß sich die Handflächen auf.

Die zähflüssigen roten Nebel, die vor ihren Augen wirbelten, lichteten sich nur widerwillig, und das auch immer nur für eine kurze Zeitspanne. Damona stemmte sich hoch. Kroch. Auf das rote Leuchten zu. Auf den Fladen zu, der darunter ausgebreitet war. Ein eiserner Wille hielt sie bei Bewußtsein, bewegte ihre Muskeln und Sehnen, sorgte dafür, daß sie selbst jetzt noch kämpfte, wo doch alles aussichtslos war.

Drei Sekunden noch!

Sie kam nicht mehr weiter, fiel regelrecht in sich zusammen, stieß sich die Stirn am Boden. Etwas hörte sich in weiter Ferne – seltsam vertraut, doch so ungewohnt von ihr getrennt – an, als würde ein Riegel zurückgerissen, ein grober, metallener Riegel, der ausgerastet wurde…

Sie hörte ihren Herzschlag wummern und plötzlich hörte sie ihn nicht mehr!

Stille!

Absolute, vollkommene Stille umgab sie, als wäre sie unter einer hermetisch abgeschirmten Glasglocke gefangen!

Damona rappelte sich auf, ihre langen Haarsträhnen wischten über den Boden. Als sie wieder zusammenbrach, konnte sie nur noch daran denken, daß die Uhr abgelaufen war. Zwei Sekunden.

Sie zerrte sich über den Boden, spürte jede Unebenheit, jeden Riß, sah die tanzenden Schemen, das rote Leuchten…

Sie kam ihm näher. Sie spannte die Muskeln an, zog, zerrte, schleifte sich vorwärts, krallte buchstäblich die Fingerspitzen in jede Unebenheit des Betonbodens, stemmte sich weiter. Auf das blutigrote Leuchten zu, das im Zentrum des Reaktor-Schachtes flackerte.

Auf dieses Leuchten zu, von dem sie nicht wußte, warum es da war, und was es darstellte und zu bedeuten hatte.

Dahinter ragte ein schwarzer Schemen auf – ein Gestell, eine Art Katafalk, mit schwarzem Samt überzogen. Das hatte sie vorhin auch nicht gesehen, weil das rote Leuchten es übertüncht hatte.

Weiter!

Noch eine Sekunde! Eine einzige Sekunde!

Damona verkrampfte sich. Noch eine halbe Armeslänge lag sie von dem Leuchten entfernt, aber es hätten genausogut auch noch Hunderte von Meilen sein können. Sie streckte eine zitternde Hand aus, richtete die Luger auf das Leuchten und schaffte es nicht, abzudrücken. Sie war zu schwach dazu. Und es gab keinen Zauberspruch, den sie als Hexe in dieser Situation hätte anwenden können.

Die Sekunde war um, und jetzt mußte es geschehen! Eine fürchterliche Explosion mußte den Reaktor zerreißen… Nichts konnte die Männer und Frauen und Kinder, die in der Umgebung des Kernkraftwerks wohnten, mehr retten!

Ein dumpfes Grollen brach los…

***

Stanton McKay gab seiner Frau Leslie einen liebevollen Abschiedskuß. »Danke, daß du mit mir aufgestanden bist. Und für den Kaffee.«

»Das ist doch selbstverständlich, Stan.«

»Das ist es nicht. Es ist vier Uhr morgens.« Er hielt sie noch ein paar Sekunden im Arm, genoß ihren warmen, biegsamen Körper, den er durch den dünnen, seidigen Stoff des Morgenmantels deutlich spürte, und wollte sie nicht loslassen.

»Ich habe gewußt, wen ich heirate, Stan«, sagte sie leise an seinem Ohr. »Einen Bullen. – So heißt ihr doch im Jargon, oder?«

Leslie lächelte.

Der blonde, schlaksige Mann mit dem sympathischen Gesicht löste sich sanft von ihr, streichelte über ihre Wange und nickte. »Trotzdem – danke. Für alles.« Gleich darauf flog ein Lachen über sein markantes Gesicht, seine blauen Augen strahlten, und er zuckte die Schultern. »Keine Ahnung, warum ich heute morgen so tiefsinnig bin.«

Als ihn seine zierliche Frau nur stumm anblickte, setzte er hinzu:

»Ich muß los.«

Er küßte sie noch einmal, dieses Mal fast verzweifelt, denn er spürte wieder diesen Widerwillen in sich, jetzt zu gehen. Aber er war Polizist, und wie er hoffte, ein guter, und deshalb überwand er den Widerwillen. Leslie stellte keine Fragen. Das hatte sie schon lange aufgegeben. Die Angst blieb trotzdem immer.

Allerdings hätte er ihr heute morgen auch keine Antwort geben können. Er war für Ben Murray auf Bereitschaft gewesen. Jetzt hatten sie ihn angerufen und in Marsch gesetzt. Erklärungen hatte es nicht gegeben. Das würde sein Freund und Kollege Tim Porter erledigen, der ihn abholte. So war das eben. Manchmal verwünschte er den Nachtdienst ganz schön.

Leslie begleitete ihn bis zur Tür, winkte ihm, als er die ausgetretenen Stufen hinunterging und sich dabei den Mantel mit dem Fellkragen überstreifte. Das Licht erlosch klackend. Leslie schloß oben die Tür, und Stanton McKay trat in die kalte Nacht hinaus. Tim Porter wartete im schwarzen Dienstwagen bereits auf der anderen Straßenseite. Der Motor lief.

»Na, endlich da?« empfing ihn Porter lachend. »Das Bettchen war wohl ziemlich kuschelig, eh?«

»Junggeselle«, murmelte McKay verächtlich, schüttelte seinem Freund jedoch die Hand. »Warum habt ihr mich denn um diese Zeit rausgeholt?«

»Warum wohl? Ein Mord. Drüben, in Mayfair. Eigentlich wollte sich Murray darum kümmern.«

Tim Porter drückte die halb gerauchte Zigarette im Ascher aus und fuhr los. Er war jung, knapp siebenundzwanzig. Heute Morgen wirkte er übernächtigt Seine schwarzen Haare standen kreuz und quer, offenbar hatte er nur eine Katzenwäsche und ein sehr hastiges Kämmen hinter sich.

McKay schaute wieder geradeaus. Die Scheibenwischer flirrten hin und her und verrieben die wäßrigen Schneetupfer auf dem Glas. Im Wageninnern war es angenehm warm, während sich draußen die Vorboten des Winters zeigten. Kahl wie Skelette standen die Bäume da, die die Straßen säumten. Ihre letzten Blätter hatten sie schon lange abgeworfen. Kalt glänzte die nasse Straße, und ein frostiger Wind säuselte durch die Gassen.

»Warum hat er sich denn nicht darum gekümmert?« nahm Stanton McKay den Faden der Unterhaltung wieder auf. »Ich meine – um den Mord in Mayfair. Ben ist doch sonst die Zuverlässigkeit in Person. Außerdem sind wir Freunde. Aus Bosheit mir gegenüber kann er diese Sache also nicht geschmissen haben.«

»Muß etwas anderes, wichtiges dazwischengekommen sein«, informierte ihn Tim. »Der Junge in der Zentrale hat mir nur gesagt, daß er einen Hubschrauber angefordert hat und nach Kingston upon Thames hinauswollte. Und daß er es verdammt eilig hatte. Diese Miß King hat er mitgenommen. Der Himmel weiß, was die mit dem Fall zu tun hat.«

McKay wechselte das Thema: »Und wer ist ermordet worden?«

»Daß du danach auch mal fragst.« Tim Porter schaltete, hielt vor einer Ampel, die auf rot stand und schneuzte sich. Dann erzählte er knapp: »Ein Antiquitätenhändler namens Jonathan Sheffielt-Rouven. Man hat ihn erstochen. Kein schöner Tod. Die Tatwaffe soll eine uralte, recht kostbare Waffe gewesen sein, ein sogenannter Zepter-Speer. Der Einsatzchef hat angedeutet, daß da mehr dahinterstecken könnte.«

»Der Täter?« hakte McKay nach. »Weiß man schon etwas?«

»Keine Ahnung. Der Bursche in der Yard-Zentrale hat wenigstens nichts davon erwähnt. Der war nur nervös, schiebt heute zum ersten Male Dienst in der Einsatzzentrale. Naja, verständlich, oder?«

»Zweifellos. Wie gut du unseren Job mittlerweile doch kennst.«

McKay hatte mit ätzender Bissigkeit gesprochen.

»Deine Laune möchte ich haben.«

Tim fuhr nach diesem Kommentar schweigend weiter, kurvte durch

ein Gewirr enger, kopfsteingepflasterter Gassen und kam auf der Wigmore Street heraus. Triste Reihenhäuser säumten die Straße.

Nirgends war ein Fenster erleuchtet. Eine einsame Katze tigerte über die Straße und war verschwunden. Wenig später erreichten sie die Duke Street, und von hier bis zur Davies Street, in der der Ermordete gewohnt hatte, war es nicht mehr weit.

Mayfair war eine exklusive und teuere Wohngegend, gepflegte Gärten, die eigentlich schon den Namen »Parks« verdienten, hohe Hecken, die vor neugierigen Blicken schützen sollten, teure Villen, alte und neue Prachtbauten. Hier wohnte die Prominenz Londons.

Jonathan Sheffielt-Rouven hatte dazu gehört, und jetzt war er tot.

Erstochen. Wirklich kein schöner Tod.

»Mistwetter«, kommentierte Porter. »Wir haben Frost.« Der Wagen schlingerte leicht, das Hinterteil driftete weg, als er in die enge Davies Street einbog. Porter lenkte gegen, fuhr langsam und stoppte vor dem hohen Gitterportal.

Das Haus, zu dem ein breiter Weg hinführte, war hell erleuchtet.

Zwei Fahrzeuge standen vor dem Eingang. Ein Wagen der Spurensicherung und ein Leichenwagen.

»Fahr auch rein«, wies McKay seinen Freund und Kollegen an.

Als die beiden Männer ausstiegen, kam ihnen bereits Doc Alby entgegen, ein kleiner, wieselflinker Mann mit einem ansehnlichen Bierbauch. »Endlich.«

»Wir haben uns beeilt. Bei dem Wetter ist mit Rennfahren nichts drin.«

Sie schüttelten sich die Hände. Der sonst so gelassene Arzt war sichtlich nervös. »Kommen Sie.«

»Was ist denn?«

Alby druckste herum. »Also, ich habe Mrs. Sheffielt-Rouven eine Beruhigungsspritze gegeben. Nötig gehabt hätte sie das Ding nicht unbedingt. Sie war sehr gefaßt.«

»Warum sind Sie so nervös, Doc?« fragte McKay. »Waren Sie zu lange mit dem Toten allein?«

Der Arzt wollte aufbrausen, ließ es jedoch bleiben. Er sah McKay seltsam an. »Vielleicht«, erwiderte er. »Die Leute von der Spurensicherung sind fertig. Aber die werden Ihnen schon selbst Bericht erstatten. Was mich betrifft… Verdammt, McKay, Sie und ich, wir sind Realisten. Ich kenne Sie, Sie kennen mich. – Erklären Sie mich jetzt bitte nicht für verrückt … Ich meine – ich habe es den anderen nicht gesagt. Ich habe auf Murray gewartet. Und dann, als es hieß, der würde nicht kommen, auf Sie.«

»Raus damit, Doc.«

Sie betraten die große Empfangshalle des Hauses. Warmes Goldlicht flutete aus Kristalleuchtern und erhellte auch die entfernteste Ecke.

Der Arzt blieb stehen, rang die Hände.

»Die Leiche ist völlig starr und wie steifgefroren. Man kann sie nicht einmal mit voller Kraftanstrengung bewegen. Ich hab's probiert. Es geht nicht.«

»Wann ist der Tod eingetreten?«

»Mrs. Sheffielt-Rouven hat uns sofort benachrichtigt, nachdem sie ihren Mann gefunden hat. Wir waren innerhalb einer halben Stunde da. Der Tod müßte demnach – da sich das Eindringen des Mörders ziemlich genau bestimmen läßt – vor zwei Stunden eingetreten sein. Durch Mr. Murrays Nichterscheinen haben Sie Zeit verloren. Aber das steht hier nicht zur Debatte. Tatsache ist und bleibt…«

»… daß nach zwei Stunden noch keine Leichenstarre eingetreten sein dürfte«, brachte Tim Porter den angefangenen Satz des Docs zu Ende.

»Genau«, bestätigte Alby und nickte, wobei er seine runde Brille auf der geröteten Knollennase zurechtrückte.

McKay dachte an seinen Widerwillen, in diesen Fall einzusteigen, und daran, daß man eigentlich auf solche Gefühle hören sollte.

»Wo liegt der Tote?«

»Oben. Im Flur, der zum Living-room führt. Der Mörder muß ihn an der Tür überrascht haben.«

Auf der geschwungenen Treppe, die in den ersten Stock hinaufführte, kamen ihnen die Männer der Spurensicherung entgegen.

Den Chef, Inspector Hamlins, kannte McKay. Die beiden Männer begrüßten sich. Hamlins erstattete kurzen Bericht, während seine Leute weitergingen, nachdem sie den Neuankömmlingen zugenickt hatten. Es war spät, sie alle waren müde.

»Sieht nach Einbruchdiebstahl aus. Der Kerl ist durch ein Fenster im ersten Stock eingestiegen. Wir haben ein paar schöne Schuhabdrücke. Sheffielt-Rouven hört ein Geräusch… Eine Plexiglasabdeckung liegt auf dem Boden. Vielleicht hat sie der Mörder zu laut abgesetzt. Auf jeden Fall überrascht Sheffielt-Rouven den Eindringling, der dreht durch und ersticht ihn. Bloß – die Tatwaffe fehlt. Mrs. Sheffielt-Rouven sagte uns, es müsse der sogenannte Zepter-Speer gewesen sein. Eine lange, massaispeerähnliche Waffe, an deren oberem Ende sich eine Kugel befindet, die von einer sechszackigen Krone besetzt ist. Es gibt Fotos von dieser Waffe. Sie liegen oben bereit. Eines habe ich für die Akte mitgenommen. Mrs. Sheffielt-Rouven hat ihr Einverständnis dazu gegeben. Es muß ein kurzer, mörderischer Kampf gewesen sein. Fest steht, daß Sheffielt-Rouven nicht dazu kam, Gegenwehr zu leisten. Seine Pistole lag neben ihm. Sie wurde nicht benützt. Wir haben viele Blutspuren gefunden. Das verrückte daran – ein Teil des Blutes muß vom Mörder stammen! Und das, obwohl sich der Antiquitätenhändler nicht gewehrt hat. Machen Sie sich da mal Ihren Reim drauf, McKay. Aber weiter mit den Fakten: Der Mörder hat

also ebenfalls eine Menge Blut verloren, muß schwer verletzt sein. Trotzdem kann er fliehen – ohne weitere Spuren zu hinterlassen. Wir haben überall nachgesehen, und bei Gott, ich schwöre Ihnen, McKay, wir haben gründlich nachgesehen. Nichts. Weder auf dem Flurboden noch am Fenster, durch das er eingestiegen ist, und durch das er logischerweise auch getürmt sein müßte, haben wir Blutflecken gefunden. Und draußen, an der Hauswand auch nicht. Mit einem derartigen Blutverlust hätte er eigentlich sowieso nicht mehr da hinunterklettern können. Um einen großartigen Druckverband anlegen zu können, fehlte ihm die Zeit. Schließlich kam Mrs. Sheffielt-Rouven sofort herunter, als sie den Kampflärm hörte. Wenigstens hat sie das behauptet.«

»Haben Sie den Garten und die nähere Umgebung absuchen lassen?« wollte McKay wissen. Ein kaltes, aufmerksames Licht glitzerte in seinen dunklen Augen.

»Und ob. Gefunden haben wir nichts.«

»Und im Haus selbst auch nicht, haben Sie gesagt.« Tim Porter hatte sich eingemischt, und seine Stimme hörte sich mehr als ungläubig an.

»Wenn ich es doch sage, Mann. Meine Jungens sind auf Draht, halbe Sachen gibt es bei denen nicht. Der Mörder ist auf geheimnisvolle Weise schwer verletzt worden – der Himmel allein weiß, von wem und wie – und ist getürmt. Tja, McKay, das ist alles. Es reicht, ich weiß. Sie haben eine Leiche und einen schwerverletzten Mörder, der wie ein Gespenst verschwunden ist – oder wie weggezaubert.« Er schnippte mit Daumen und Zeigefinger. »Das in eine Reihe zu bekommen, ist jetzt Ihr Job. Ich beneide Sie nicht darum. Morgen werden Sie außerdem noch die Presse am Hals haben. Sheffielt-Rouven war ein reicher und prominenter Mann. Und er war in der Politik aktiv.«

»Ein Mord, der als Einbruchdiebstahl und Totschlag im Affekt getarnt ist – vielleicht?« hakte McKay nach.

»Möglich. In dem Fall hätte der Täter wirklich alles prima arrangiert. Und der Zepter-Speer fehlt. Eine kostbare Waffe, soll uralt und früher sogar schon von den alten Druiden zu ihren Zauberritualen verwendet worden sein.« Er zuckte müde die Schultern. »Wir rücken ab, McKay. Wir sind reif für den Matrazenabhorchdienst, haben überall herumgeschnüffelt, Fingerabdrücke genommen, fotografiert. Meinen Bericht haben Sie morgen früh auf ihrem Schreibtisch. Oben warten noch die beiden Jungs, die die Leiche abtransportieren sollen. Beeilen Sie sich, die zwei sind schon seit vierzehn Stunden auf den Füßen. Und nachher müssen Sie noch den Doc heimfahren. Der gute Alby ist nämlich gleich mit ihnen gekommen, um Zeit zu sparen.« Er atmete durch und sah McKay an. »Noch Fragen?«

»Wenn, dann stelle ich sie Ihnen morgen. Ich sehe mich jetzt erst

einmal um. Und dann will ich mit Mrs. Sheffielt-Rouven sprechen.«

»Okay. Dann bis morgen, McKay.«

»Ja. Danke, Hamlins. Und gute Nacht.«

»Kann ich gebrauchen. Ich hatte heute drei Morde und zwei Vergewaltigungen. Dazu den Papierkram. Das schlägt irgendwann mal auf den Magen. Und dann ist es aus mit dem ruhigen Schlaf.«

Das Eingangsportal klappte zu, wenig später wurde draußen ein Motor angelassen. Zu dem Zeitpunkt standen Doc Alby, Porter und McKay bereits im ersten Stock im Flur vor der Leiche des Antiquitätenhändlers Jonathan Sheffielt-Rouven.

Der Doc redete wie ein Buch, aber McKay hörte ihm nicht zu, und achtete auch nicht auf den kleinen, dickbauchigen Mann, der jetzt neben der Leiche niedergekniet war. Er wollte sich selbst ein Bild des Tathergangs machen und außerdem dachte er noch über Hamlins' Worte nach. Besonders zwei Begriffe, die der Chef der Spurensicherung gebraucht hatte, hielten sich hartnäckig in seinem Gehirn: *Sie haben einen schwerverletzten Mörder, der wie ein Gespenst verschwunden ist.* Und: *Der Zepter-Speer ist eine uralte Waffe und soll früher schon von den alten Druiden für ihre Zauberrituale verwendet worden sein.*

Der Tote lag auf dem Rücken, beide Arme waren ausgestreckt, die Finger wie zu Krallen verkrampft. In der Herzgegend klaffte eine tiefe Stichwunde. Die Ränder waren noch feucht. Der ganze Boden war voller Blut. McKay preßte unwillkürlich die Lippen zusammen und fröstelte. Er war schon oft vor der gleichen Situation gestanden.

Nachts aus dem Bett geholt – direkt zu einer Leiche. Hier war es trotzdem irgendwie anders. Es gab so viele Punkte, die einfach nicht paßten.

Der Doc redete auf Porter ein – und zwar mit Händen und Füßen.

Dabei übersah er, daß der Kopf des Toten plötzlich zur Seite sank.

McKay starrte fasziniert hin.

»Doc…«, wollte er Alby aufmerksam machen.

Der Tote wandte dem Arzt jetzt sein Gesicht zu. Alby bemerkte es eine Zehntelsekunde später. Er unterbrach sich. Seine Augen waren groß und rund. »Das gibt es nicht«, stieß er heraus. »Er hat sich bewegt!«

»Obwohl er doch angeblich steif und hart ist wie ein Brett!« versetzte McKay trocken. Er ging in die Hocke, streckte seine Hand aus und berührte die Halsschlagader des Toten.

Nichts. Keine Bewegung, kein Anzeichen von Leben. Die Haut war wächsern und noch warm – jedoch nicht hart und steif.

Der Arzt tastete den Leichnam ebenfalls ab. »Die Starre«, flüsterte er. »Sie ist verschwunden. Himmel, ich blicke da nicht mehr durch!«

McKay schüttelte ärgerlich den Kopf. Verdammt, entweder hatte sich

Alby einen dummen Scherz mit ihnen erlaubt, oder –Aber da waren noch immer die anderen Ungereimtheiten…

Es war kein Scherz, das begriff McKay im nächsten Augenblick, denn plötzlich schnellte der Schädel des Toten auf Albys Wade zu, der Mund klaffte auf, schnappte zu – und biß mit mörderischer Wildheit hinein.

***

Damona schloß ihre Augen nicht. Wenn jetzt der Tod kam, dann wollte sie ihm ins Gesicht sehen. Sie hatte keine Angst, nicht um sich, da war nur dieses entsetzliche Schuldgefühl, das Gefühl, andere Manschen im Stich gelassen, versagt zu haben. Das war hart.

Die Uhr war endgültig abgelaufen, sie sah den Feuerschlag förmlich, der an mehreren Stellen gleichzeitig aus dem Betonboden brach, ihn zerfetzte, daß Brocken herumflogen, und den Reaktor vernichtete – und mit ihm zahllose Menschenleben.

Das heißt – sie sah das Feuer, der Rest entsprang ihrer überreizten Fantasie. Das Feuer war da, wirklich und wahrhaftig, und mit ihm dieses fürchterliche Grollen und Rumoren, als würde die Erde selbst gespalten und zerrissen werden. Grellrote Lohen krochen aus Ritzen und Fugen im Boden, leckten hoch und bildeten eine gewaltige Beleuchtung des Reaktors.

Die Explosion jedoch blieb aus! Noch immer! Damona rieb sich über die Augen, kroch instinktiv weiter – zog auch mehrmals am Abzug der Luger, doch bewegte er sich nicht. Aus dem roten Leuchten vor ihr löste sich eine durchscheinende Gestalt. Und schwebte zu ihr her. Damona starrte hinauf. Fassungslosigkeit zeichnete ihr Gesicht.

Die Gestalt, die inmitten der roten, flackernden Hölle auf sie zuglitt war niemand anders als – Vanessa King!

Ihre Mutter!

Ihre tote Mutter!

»Schnell… Damona!« wisperte die Geisterscheinung. »Du mußt die beiden noch lebenden Diener des Druiden aufspüren … Sie sind in einem kleinen Nebenraum. Dort, wo die Brennstäbe gelagert sind … dort haben sie die Sprengsätze angebracht. Sie wurden bereits aktiviert …«

»Dann ist es doch zu spät!«

»Nein! – Nein, es ist nicht zu spät.« Vanessa Kings Ebenbild schüttelte bedächtig den Kopf. Unsichtbare Luftströme ließen die seidigen Gewänder flattern, und die Konturen der Erscheinung wurden bereits wieder schwächer. »Die Zeit steht still, mein Kind…«

Damona gelang es, auf die Füße zu kommen. Sie spürte einen Kraftstrom in ihren geschundenen Körper hineinrieseln, schaffte es, auf den Füßen zu bleiben und setzte sich in Bewegung.

»Ben Murray hat den Druiden abgelenkt. Deshalb hat er seinen Wirtskörper Roger Ayscomb verlassen. Er hat Ben attackiert. Diese Gelegenheit habe ich genutzt. Ich habe Asyhra, die Hexenherz-Präsenz niedergerungen und dafür gesorgt, daß sie dir momentan nicht mehr in die Quere kommen kann. Asyhra ist mit dem Schwarzen Druiden einen Pakt eingegangen… Sie hat dich verraten und verkauft!«

Die Stimme wurde leiser. Damona torkelte, drehte sich halb um, starrte in das grellrote Wabern. Jetzt erkannte sie auch Einzelheiten, sah, daß die fladige, breiige Masse unter dem Leuchten die zerlaufenden Konturen eines Menschen hatte…

Roger Ayscomb, der Wirtskörper des Schwarzen Druiden!

»Er ist vernichtet! Die Macht des Hexenherzens hat ihn endgültig getötet, der Schwarze Druide muß sich einen neuen Körper suchen, doch das wird ihm jetzt nicht mehr schwerfallen, nachdem er seinem Zeitgefängnis entkommen ist!«

Damona rannte weiter, behielt den Anblick jedoch vor Augen. Die zerlaufene, schwarzverkohlte Masse. Und darin – in der Mitte – der schwarze, faustgroße Gegenstand, aus dem das blutrote Leuchten schlug.

Dieser Gegenstand war nichts anderes als das Hexenherz, das ihr der Schwarze Druide aus der Brust gerissen hatte!

***

Sie sahen fürchterlich aus!

Große, klobige Körper, die von verdreckten Uniformen bedeckt waren. Die Gesichter waren von den schwarzen, eitrigen Beulen bedeckt und kaum mehr menschlich. Große, stumpfe Augen waren weit aufgerissen. Die Hände waren erstarrt – über die roten Knöpfe der Auslöser-Geräte für die Sprengsätze verkrallt.

Für die strahlenverseuchten Handlanger des Schwarzen Druiden stand ebenfalls die Zeit still, sie waren erstarrt, festgefroren in ihren Bewegungen.

»Schnell, Damona. Ich kann die negative Präsenz Asyhras nicht mehr lange bändigen… Du mußt dich beeilen! Sie ist so stark – so unglaublich stark!«

Damona warf sich vorwärts, kämpfte sich durch die zähflüssige Luft, deren Moleküle für sie eigenartig sichtbar schienen. Als würde sie sich durch aufgewühltes, sauerstoffreiches Wasser schieben, so perlten ringsum Bläschen – Millionen und Abermillionen. Das rote Leuchten aus dem gewaltigen Reaktorraum fiel auch in diese kleinere Kammer ein, in die sich die beiden Höllendiener zurückgezogen hatten, um das Chaos zu säen.

Damona kniete sich vor die beiden Höllenmaschinen nieder. Es waren vergleichsweise einfache Apparaturen. Mehrere Zündkabel

führten zu den Sprengladungen. Damonas Hände und Finger entwickelten ein Eigenleben, das ihr selbst unerklärlich war. Vielleicht war ihr Vanessa auch in diesen Augenblicken behilflich – irgendwie.

Sie löste die Kabel von den Sprengsätzen, sah ein bläuliches Züngeln an den Enden und wußte, daß der auslösende Impuls noch nicht bis zu den Ladungen selbst vorgedrungen war.

Da zerbröckelte der Bann. Damona spürte den Luftzug, der ankündigte, daß der Fluß der Zeit nicht mehr länger aufgehalten war.

Ein gräßlicher, stimmenloser – rein gedanklicher Schrei zitterte kaum wahrnehmbar durch die hohen Hallen…

Damona federte sich rückwärts von den Sprengsätzen weg, sah die strahlenverseuchten Monster auf sich zurasen. Sie röchelten, gierige, tödliche Klauenhände fetzten nach ihr. Damona riß die Luger hoch, drückte ab, zielte dabei auf die Schädel…

Die Ungeheuer starben.

Sie fielen nieder, streckten sich, wobei sie noch ein Zittern durchlief, dann begann der Prozeß der Auflösung. Die Uniformen fielen ein, knitterten, der ganze Brustkorb der Leichen mußte buchstäblich weggesackt und dann verschwunden sein.

Sie war schon wieder auf den Füßen und rannte in die große Reaktorkammer zurück. Das blutrote Leuchten war jetzt zu einer gewaltigen Stichflamme angewachsen, in der sich giftgelbe, schlierige Spiralen drehten und zuckend auflösten, nur um sich gleich darauf von neuem zu bilden.

»Mutter!«

»Sie war nicht stark genug, deine Mutter!« kreischte die Stimme der Hexenherz-Präsenz Asyhra auf. »Ich habe sie abgeschüttelt, wie man ein lästiges Insekt abschüttelt… Ich habe sie vernichtet. Endgültig! Hast du gehört, Damona King? Den Schwarzen Druiden magst du für den Augenblick geschlagen haben, ich aber habe den Geist deiner toten Mutter vernichtet!«

Schwärze brach über sie herein!

Das rote Leuchten verging in einer lautlosen Implosion, erlosch – und mit ihm verschwand das steinerne Hexenherz! Damona taumelte, hatte das Gefühl, als würde ihr der Boden unter den Füßen weggezogen, und schlug auf hartem, rissigem Beton auf. Heftig atmend blieb sie liegen, spürte die Nässe auf ihrer Brust und wußte, daß sie dem Tod noch lange nicht von der Schippe gesprungen war.

Aber das Kernkraftwerk würde nicht explodieren!

Alles andere war hinter dieser Gewißheit einfach nicht mehr so grausam. Damona blieb noch ein paar Sekunden liegen, dann richtete sie sich auf. Die Erschöpfung und die Müdigkeit steckten ihr tief in den Knochen, aber sie bewegte sich doch. Liegenbleiben durfte sie nicht. Wenn der Schwarze Druide zurückkehrte…

Er würde nicht zurückkehren. Sie wußte es. Er hatte sich in Sicherheit gebracht. Aber – wohin?

Damona dachte nicht weiter darüber nach, sondern beeilte sich, die Steigleiter zu finden. Die Dunkelheit im Reaktor war vollkommen. Nach einigem Herumtasten entdeckte sie die stählernen Sprossen und machte sich daran, sie hinaufzusteigen.

Es wurde eine teuflische Quälerei. Damona brauchte fast eine Viertelstunde, bis sie oben war. Dort blieb sie liegen. Sie konnte nicht mehr weiter. Aber sie wollte weiter. Also begann die Quälerei von vorn. Sie zog sich bis zur Wandung, und dann richtete sie sich daran auf. Sie dachte an Ben Murray. Was war mit ihm geschehen?

Er hatte sich dem Schwarzen Druiden entgegengestellt… Ihre Gedanken fielen kreuz und quer durcheinander.

Sie schleppte sich hinaus und den langen, gekrümmten Gang entlang.

Stille herrschte, wo vorhin noch das unmenschliche Lachen des Druiden erklungen war.

Sie hatte das Hexenherz verloren. Endgültig. Asyhra, die darin wohnende negative Präsenz, hatte selbst die Kontrolle darüber ergriffen, wie es schon so lange zu befürchten gewesen war.

Jedesmal, wenn sie, Damona, die Kräfte dieses steinernen Zauberherzens in ihrem Kampf gegen die Mächte der Finsternis genutzt hatte, war Asyhra stärker geworden. Und im Gegenzug der positive Einfluß von Vanessa Kings Geist schwächer.

Vanessa…

Seit einem Jahr hatte Damona den Geist ihrer toten Mutter in dem steinernen Hexenherzen getragen. Seit sie ihn zusammen mit Mike Hunter aus dem Totenreich der Todesgöttin Darkona befreit hatte.

Vanessas Geist hatte in dem Hexenherzen nur eine bedingt sichere Heimstatt gefunden. Aber er war stark, er hatte die dämonische Präsenz Asyhra niedergerungen, besiegt – und begonnen, das Hexenherz zu kontrollieren. Damona war sicher gewesen. Aber mit jedem neuen Einsatz der Hexenherz-Kräfte war diese Sicherheit brüchiger und morscher und Asyhra wieder stärker geworden.

Jetzt war sie frei!

Und Vanessa…?

Damona wollte nicht daran glauben, daß der Geist ihrer Mutter vernichtet war. Vanessa hatte so viele grausame Attacken des Bösen überstanden, denn zu ihren Lebzeiten war sie ebenfalls eine Hexe gewesen. Eine Hexe, die dem Bösen abgeschworen und sodann überzeugt dem Guten gedient hatte. Selbst über das Grab hinaus kämpfte sie mit Damona für die Sache des Lichts weiter, und jetzt war mit ihrer unerwarteten Hilfe der Teufelsplan des Druiden vereitelt worden. Wenigstens der unmittelbar entscheidende Teil.

Das Kernkraftwerk Kingston IV war nicht explodiert.

Trotzdem, dieser Fall forderte einen zu hohen Preis. Vanessa…

Ben Murray… Die Hexenherz-Präsenz frei und unberechenbar …

Und der Schwarze Druide höchstwahrscheinlich schon in seinem nächsten Wirtskörper und sicher bereit blitzartig umzuschalten. Seine weiteren Pläne in die Wirklichkeit umzusetzen.

Er hatte sie vernichten wollen. Beiläufig, mit der linken Hand, sozusagen. Um ihr seine Großartigkeit und Einmaligkeit auch ja eindrucksvoll zu beweisen. Ihren Tod hatte er mit der Explosion von Kingston IV krönen wollen. Gut, das Kernkraftwerk war gerettet und damit die Menschen, die hier wohnten und lebten. Sie aber war noch immer tödlich verletzt und hatte jetzt höchstens noch sieben Stunden zu leben. Das war die Frist, die er ihr gesetzt hatte. Nach sieben Stunden war die Wunde, die er ihr mit dem Herausreißen des Hexenherzens zugefügt hatte, tödlich.

Vielleicht, durchzuckte es Damona jetzt, vielleicht hat er sogar vorhergesehen, daß ich die Vernichtung des Kernkraftwerks irgendwie verhindern kann. Er unterschätzt mich nicht. Er begeht keine Fehler.

Und bestimmt verlor er jetzt keine Zeit mehr!

Ihr Tod war programmiert. Damit konnte er den ersten Punkt auf seiner dämonischen Wunschliste abhaken, und den nächsten in Angriff nehmen. Er hatte ihr gesagt, was er zu tun gedachte. Er wollte seine einstigen Schutzherren befreien.

Er wollte die Blutgötter wieder an die Macht bringen!

Diese grauenvollen Wesenheiten, die in fernster Vergangenheit mit eiserner Faust in einem entsetzlichen Blut-Regime über die Erde und ihre Menschen geherrscht hatten.

Nach Jahrtausenden des Exils waren die Blutgötter aus dem Herzen der Erde zurückgekehrt. Sie hatten ihre alten Ansprüche geltend gemacht. Sowohl über Menschen als auch über Asmodis' Dämonen wollten sie herrschen. Damona King und Mike Hunter, ihr Lebensgefährte und Mitstreiter hatten viele Kämpfe gegen sie und ihre schwarzblütigen Vasallen geschlagen, und sie schließlich vor etwas weniger als einem Jahr überraschend besiegt. Damals, in Griechenland, im Kloster der Sehenden Wächter, Yor-Marathaar. Es war ein entscheidender Schlag gewesen.

Die Körper der Blutgötter wurden vernichtet, ihre Macht zerschlagen. Die dämonischen Egos jedoch entkamen und irrten in den jenseitigen Sphären umher – und fuhren schließlich in die Körper ganz normaler Menschen.

Diese Menschen veränderten sich. Sie wurden böse. Hartherzig und ausschließlich auf ihren Vorteil bedacht lebten sie ihr Leben.

Aber nur einer von ihnen erkannte das dämonische Erbe und die daraus resultierenden Möglichkeiten, während bei den anderen vier Trägern die dämonische Saat, die die Egos der Blutgötter darstellten,

in Vergessenheit geraten war.

Diese vier Blutgötter vegetierten in einem grauenvollen Halbleben vor sich hin.

Der Schwarze Druide aber war eisern entschlossen, sie zu befreien und mit ihrer Hilfe ein neues Regime des Horrors auf Erden zu manifestieren.

Alles deutete darauf hin, daß er dieses wahnsinnige Vorhaben auch erfolgreich zu Ende bringen konnte. Sämtliche Vorteile waren auf seiner Seite, während sie genug damit zu tun hatte, sich an ihr versiegendes Leben zu klammern.

Damona stoppte ihren torkelnden Lauf durch die finsteren und kalten Betonkorridore des Kernkraftwerks. Sie hielt sich am Stahlgeländer der Treppe fest, die vor ihr abwärts führte.

In ihrem Schädel meinte sie ein leises, gehässiges Kichern zu hören.

Der Schwarze Druide!

Damona schüttelte wütend den Kopf, horchte noch einmal angespannt in sich hinein und hörte nichts mehr. Nachdem sie sich wieder besser fühlte, ging sie weiter. Ben Murray entdeckte sie wenige Minuten später. Er lag in einem Seitenkorridor auf dem Boden ausgestreckt. Und er war nicht allein.

Flora Blavatsky, das Geistermädchen, die Freundin der Elementargespenster, war bei ihm…

***

McKay riß den schreienden Arzt zurück!

Durch die ruckartige Bewegung wurde auch der Leichnam mitgezerrt, denn seine Zähne hatten sich tief in die Wade Albys gegraben.

McKay spürte die wächserne Gänsehaut auf seinem Rücken. Ein Toter, der plötzlich wieder lebendig wurde und zubiß, das war einmalig, das ging über sein Begriffsvermögen. Allerdings dachte er in diesem Sekundenbruchteil nicht darüber nach, sondern handelte instinktiv. Er ließ Doc Alby fallen, hörte ihn noch immer kreischend und voller irrer Schmerzen schreien und stöhnen, sah rechts neben sich Porter auftauchen, die Waffe in der Faust – und handelte selbst bereits. Ein harter Fußtritt traf den Toten. Sein Schädel flog herum.

Der Unterkiefer senkte und hob sich, machte Kaubewegungen.

Dann lag der Tote still.

McKay starrte fassungslos auf den reglosen Körper hinunter, sah in die weit geöffneten, blicklosen Augen, auf den jetzt fest zusammengepreßten Mund. Die Finger der linken Hand bewegten sich noch einmal zuckend. Dann erstarrten auch sie.

Doc Alby richtete sich auf. Seine Hände hielt er auf die blutende Wunde gerichtet.

»Sagt mir, daß ich geträumt habe«, murmelte Tim Porter atemlos und hielt noch immer seine Dienstwaffe auf den Toten gerichtet.

»Du hast nicht geträumt.« McKay untersuchte Jonathan Sheffielt-Rouven, konnte aber nichts anderes feststellen, als schon zuvor. Der Mann war tot, weder Herzschlag noch Pulsbewegung noch Atmung ließ sich feststellen. Hinter ihm entstand Bewegung. Die beiden jungen Männer, die den Leichnam wegbringen sollten, standen mit käsigen Gesichtern da und drucksten herum. Wahrscheinlich hatten sie mitbekommen, was geschehen war.

Am Ende des Flurs waren auf der nach oben führenden Treppe Schritte zu hören.

Mrs. Sheffielt-Rouven kam.

»Bring sie wieder nach oben«, fuhr McKay seinen Freund Tim Porter an.

»Okay. Soll ich auch mit ihr reden?« Er warf dem Toten einen scheuen Seitenblick zu, während er das sagte.

»Nein. Das besorge ich nachher. Du bringst sie hinauf, sagst, sie soll dort bleiben, und kommst dann zurück, und zwar im Eiltempo. Die beiden Jungs und du – ihr bringt den Doc ins nächste Krankenhaus. Und diesen Leichnam hier…« Er sah ebenfalls auf den jetzt Bewegungslosen hinunter – »befördert ihr schleunigst in die Gerichtsmedizin. Ich will, daß er noch in dieser Nacht obduziert wird.«

»Ayeaye!« Porter war schon unterwegs. McKay wandte sich an den Doc. »Alles okay?« Er krempelte die Hose des stöhnenden Mannes hoch. »Sieht schlimm aus.«

»Fühlt sich auch so an!« ließ sich der Arzt vernehmen.

»Wie erklären Sie sich dieses plötzliche Lebendigwerden?«

»Manchmal kommt so etwas vor«, erwiderte Alby mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Ich meine – daß Tote noch Kaubewegungen machen. Es ist eine Art Reflex. Aber daß sie sich dermaßen bewegen, ich meine – so schnell… Und dann noch mit dieser raubtierhaften Wildheit zubeißen …« Er schüttelte den Kopf. »Das darf es nicht geben. Das – ist unmöglich, McKay, verstehen Sie.«

McKay nickte, obwohl er ganz und gar überhaupt nichts verstand.

Porter kehrte zurück.

»Sie will dich sprechen, Stanton.«

»Ich komme gleich. Ihr seid abmarschbereit?«

Die Männer nickten.

»Dann los. Auf was wartet ihr noch?« Er sah zu, wie die beiden jungen Männer den Leichnam in die Zinkwanne legten, die bereitstand. Sie stülpten den Deckel darüber.

»Paßt mir bloß peinlich genau auf diesen Toten auf«, sagte McKay, und seine Stimme war spröde. »Laßt ihn während der Fahrt nicht aus

den Augen.«

»Den Sarg?«

»Den Sarg und seinen Inhalt.«

»Ja, Sir.«

Tim Porter stützte den alten Arzt. Albys Blick flackerte. Das, was er in dieser Nacht erlebt hatte, ging ihm mächtig an die Nieren und er versuchte nicht einmal, das durch ein übertrieben knurriges und mürrisches Auftreten zu tarnen. Alby war mit den Nerven fertig.

McKay konnte ihn verstehen. Seine Nerven flatterten auch – jetzt, nachdem es vorbei war.

Aber da täuschte er sich. Es war nicht vorbei. Er steckte mittendrin in einem grauenvollen Höllenreigen.

Er sah seinen Kollegen zu, wie sie das große Haus verließen, den Sarg einluden und sodann selbst einstiegen. Das Abblendlicht flammte auf. Der Motor kam sauber und lief rund. Der Schneeregen war wieder von normalem Regen ersetzt worden, es war kalt, die kahlen Äste der Bäume im Garten schabten aneinander, als der Wind hineinfuhr.

Stanton McKay blieb in der Eingangstür stehen, bis die Rücklichter des schwarzen Kastenwagens verschwunden waren. Erst dann drehte er sich um und ging ins Haus zurück. Was würden sie bei der Leichenöffnung finden?

Kalt fauchte ihm eine Windbö hinterher und wischte über seinen Nacken. Erst jetzt bemerkte er, daß er schweißüberströmt war. Kein normaler Schweiß – es war kalter Angstschweiß. Er machte sich um seine Kollegen Sorgen…

Er verschloß die Tür sorgfältig, schüttelte die bedrückenden, unheimlichen Gedanken ab. Das fiel ihm jedoch schwer. Die Stille in dem großen Haus kroch wie ein unsichtbares Gespenst auf ihn zu, schien ihn einzuhüllen, verschlingen zu wollen. Aber die Angst ging vorbei. Stanton McKay räusperte sich frei und stieg die Treppe in den zweiten Stock hoch, zu Mrs. Sheffielt-Rouvens Zimmer.

Er klopfte. Sie schien nur darauf gewartet zu haben, denn ihr etwas zu schrilles »Come in« folgte fast augenblicklich. Er drückte die Klinke herunter, die Tür schwang auf, er trat ein. Hell erleuchtet war der große Raum, und auch hier war, wie im ganzen Haus, nicht an teuren Möbeln und Bildern gespart worden. Der Teppich mußte astronomische Summen gekostet haben und sorgte dafür, daß man zu schweben meinte, wenn man darüber ging. Das ganze Zimmer war in Weiß- und Pastellfarben gehalten. Die Vorhänge vor den großen Flügelfenstern, die vom Boden bis fast zur Decke hochreichten, waren aus weißer Seide und bauschten sich, da einer der Fensterflügel geöffnet war.

Mrs. Sheffielt-Rouven paßte sich dieser Umgebung perfekt an. Ihr schmales, ebenmäßiges Gesicht war kalkweiß, das dünne,

schleierartige Nachtgewand, das sie trug, ebenfalls. Die großen, braunen Augen waren das einzige lebendige an dieser Frau, die apathisch in den Kissen lag und die Decke bis zum Kinn hochgezogen hatte. Fast geringschätzig sah sie ihm entgegen.

Er nickte ihr grüßend zu. »Guten Abend, Mrs. Sheffielt-Rouven.«

»Sparen Sie sich die Formalitäten. Sie glauben, ich hätte ihn ermordet, nicht wahr?«

»Momentan glaube ich noch gar nichts. Ich überlege gerne, bevor ich solche Dinge äußere.«

Sie lachte bitter. »Ich habe ihn gehaßt. Oder sagen wir es gnädiger. Er war mir gleichgültig. Jonathan war ein jähzorniger Mann. Für ihn hat nur Geld gezählt, Geld, Geld und nochmals Geld. Er wollte sich scheiden lassen.«

»Deshalb müssen Sie ihn noch lange nicht umbringen«, meinte McKay und sah Leila Sheffielt-Rouven durchdringend an. Sie wich seinem Blick nicht aus. »Obwohl es natürlich ein Grund wäre.«

Sie zuckte zusammen. »Sie glauben also doch…«

»Sind Sie verletzt? Schwer verletzt? Eine Wunde, die sie umbringt, wenn sie nicht bald von einem Arzt behandelt wird?«

»Und Sie? – Sind Sie übergeschnappt?«

»Ich habe nur eine Frage gestellt – und erwarte darauf eine Antwort.«

Ruckartig wischte sie die Bettdecke beiseite und richtete sich in eine sitzende Stellung auf. Sie schaute ihn an. Ein Blick, der McKay durch und durch ging – aber nicht im angenehmen Sinne des Wortes.

Er hatte plötzlich Angst vor dieser Frau.

Sie glitt aus dem Bett und schaute ihn noch immer wie hypnotisierend an. Und sie streifte das durchsichtige Negligé von ihren Schultern. Knisternd fiel es zu Boden.

Leila Sheffielt-Rouven stand splitternackt vor Stanton McKay!

Er zeigte seine Überraschung nicht. Sie war bildhübsch, ihre Figur perfekt. Samtig schimmerte die leicht gebräunte Haut, die Brüste waren voll und schwer und von einer graupeligen Gänsehaut überzogen.

»Nun?« fragte sie herausfordernd und drehte sich langsam um ihre eigene Achse. »Können Sie irgendwo eine solch schlimme Wunde entdecken, Sir?«

»Nein«, versetzte er rauh. Es war nur so eine Idee gewesen, er hielt viel von derartigen spontanen Eingebungen, aber hier hatte es sich als ein Schuß in den Ofen erwiesen. »Tut mir leid, Lady.«

»Es macht nichts. Ich werde es ganz schnell wieder vergessen, wenn Sie mir auch einen Gefallen tun.«

Sie wandte sich ihm wieder zu.

Er war auf der Hut. Warum hakt sie nicht nach? dachte er. Warum interessiert es sie nicht, weshalb ich sie nach der Verwundung gefragt

habe?

»Welchen Gefallen?« fragte er laut.

»Sie dürfen mich nicht allein lassen. Nicht hier, in diesem großen, unheimlichen, menschenleeren Haus. Jetzt, wo Jonathan tot ist.«

Ihre Stimme klang unvermittelt wieder ganz anders – eher wie die eines schüchternen, verliebten Mädchens, das kurz vor einem Tränenausbruch stand. »Bitte, Mister…«

»McKay. Ich heiße Stanton McKay.« Und, verdammt, er wurde aus dieser Dame nicht schlau. Spielte sie ihm eine raffinierte Komödie vor, oder – war sie verzaubert? Unsinn. Er wischte sich über die brennenden, rot geränderten Augen. Er spürte die Müdigkeit in sich, das Denken fiel ihm schwer. Er war nicht ausgeschlafen. Zu viel Dienst geschoben in den letzten Monaten.

»Bitte, Mr. McKay!« wiederholte sie eindringlich. Sie sah ihn flehend an, verschränkte die Arme vor den Brüsten, schien sich plötzlich vor ihm zu genieren und glitt ins Bett zurück.

Aber die Decke zog sie nicht mehr hoch, und als sie sich ausstreckte, und ihn daraufhin wieder anblickte, veränderte sich erneut der Ausdruck in ihren Augen. Er wurde berechnend. »Sie könnten mich wärmen und dafür sorgen, daß ich meine Angst vergesse…«

»Angst – wovor?«

»Ich – ich weiß nicht. Einfach nur – Angst. Können Sie das nicht verstehen? Mein Mann ist ermordet worden… Und ich – ich bin jetzt ganz allein hier.« Sie zuckte die Schultern, ihre rechte Hand strich über die weiße Bettdecke, als suche sie dort etwas. McKay sah genauer hin. Richtig – dort, in einer Falte, lag das Gesuchte. Er konnte es nicht genau sehen, denn ihre Hand schloß sich gierig darum.

Leila Sheffielt-Rouven atmete ruhiger. Das kalte Glitzern in ihren Augen gefiel McKay nicht. Was hatten ihre eigenartigen Stimmungsschwankungen zu bedeuten? Mrs. Sheffielt-Rouven hatte ein Beruhigungsmittel bekommen, gut. Aber wie Alby gesagt hatte, der Tod ihres Mannes war ihr nicht gerade eine Szene wert gewesen.

Das bestätigten ihm auch ihre Worte von vorhin.

Ob sie die Mörderin ihres Mannes war?

Er hielt es für unwahrscheinlich. Die Idee, die ihm vorhin gekommen war… Keine sonderlich gute Idee. Der Mörder hatte viel Blut verloren, also mußte er verwundet sein. Wäre Mrs. Sheffielt-Rouven dieser Mörder gewesen, hätte dies das buchstäblich spurlose Verschwinden erklärt. Aber sie war nicht verwundet, wie sie ihm sehr eindrucksvoll und sehr raffiniert bewiesen hatte. Vielleicht war das Blut nur ein Bluff …? Diese Möglichkeit konnte er nicht ausschließen. Seine Menschenkenntnis weigerte sich dennoch, in Mrs. Sheffielt-Rouven eine Mörderin zu sehen.

»Was überlegen Sie? – Werden Sie bleiben?«

»Ich werde zwei Kollegen…«

»Keine Kollegen. Ich will, daß Sie bei mir bleiben!« Sie schrie es fast. Ein verzweifelter, aber auch ein befehlender, herrschsüchtiger Schrei.

Er hob eine Augenbraue. Und sah, wie sich ihre Hände um den Gegenstand krampften und zitterten.

»Was halten Sie denn da so verzweifelt fest?« fragte er und trat näher.

»Ein – ein Schmuckstück. Es war einfach da. Es ist aus dem Nichts aufgetaucht und lag plötzlich auf meiner Bettdecke.« Sie lachte, schüttelte den Kopf. »Ich – ich habe einen Scherz gemacht«, krächzte sie im nächsten Moment. »Es gehört mir – mir allein.«

»Zeigen Sie es mir«, verlangte McKay, und seine Muskeln spannten sich an.

»Nein!«

Sie zögerte, schien mit sich zu kämpfen, und ein raubtierhafter, zufriedener Ausdruck verschleierte ihre Augen. »Also gut.« Sie hielt den Gegenstand hoch.

Er war schwarz wie Basalt, mit einem feucht glänzenden Muster roter Rinnsale darauf, die auf Leila Sheffielt-Rouvens Hände abfärbten.

McKay schluckte hart. Kein Zweifel, dieser Gegenstand sah aus wie ein steinernes Herz, und er hätte jede Wette darauf gehalten, daß die roten Rinnsale – Blut waren…

***

Damona King hatte kein gutes Gefühl, als sie auf Flora und Ben zuging. Er lag so still, so reglos – so verloren da. Die Sorge um den schrulligen Yard-Inspektor brannte sich in ihr fest, sie machte die letzten paar Schritte, und mit einem Male hatte sie Angst, sich über ihn zu beugen…

»Lebt er?« fragte sie das Geistermädchen leise.

Flora hob den Kopf und sah zu ihr auf. Wie aus Silbergespinst geformt wirkte ihr Gesicht, ihr Körper – so grazil, so zerbrechlich. Ein fahles Leuchten umhüllte sie zusätzlich zu ihren feinen, schleierartigen Gewändern, die durch ihre kniende Stellung weit auf dem Boden ausgebreitet waren. Ein Hauch von Ewigkeit schimmerte in ihren schönen Augen.

»Er lebt«, antwortete sie schließlich. »Aber er lebt nicht richtig. Ich kann ihn nicht ganz zurückbringen. Nicht hier, in dieser Umgebung. Hier herrschen böse Energien. Wir müssen ihn hinausbringen.«

Ein wütendes Pochen ging von der Wunde aus, aber Damona verdrängte es. Sie nickte Flora zu. »Dann bringen wir ihn hinaus.«

»Du bist schwer verletzt.«

»Ich werde schon durchhalten.« Ihre Stimme duldete keinen Widerspruch.

Gemeinsam hoben sie den bulligen Mann hoch. Damona legte sich seinen schlaffen linken Arm über die Schultern, packte selbst mit der Rechten zu, während das Geistermädchen dasselbe von der anderen Seite her tat. Mit Ben zwischen sich, setzten sie sich in Bewegung.

Seine Schuhspitzen schleiften scharrend über den Boden. Damona hatte kein Zeitempfinden mehr. Automatisch setzte sie Fuß vor Fuß.

»War er – tot?« fragte sie dann.

»Nicht tot, nein. Der Geist des Schwarzen Druiden hat ihn durchdrungen. Es muß ein fürchterlicher Schock für ihn gewesen sein. Als ich ihn gefunden habe, war er wie versteinert.«

»Aber er – er ist nicht besessen?«

»Nein. Der Geist des Schwarzen Druiden ist fort. Ich würde ihn wahrnehmen, und wenn nicht ich, so auf jeden Fall meine Freunde, die Elementargeister.«

»Gott sei Dank. – Sie passen also auf?«

»Ja. Aber sie sind sehr weit weg. Gemeinsam mit mir haben sie versucht, dir und deinem Freund zu Hilfe zu eilen. Aber der Schutzmantel aus schwarzer Magie, den der Druidengeist um dieses Bauwerk manifestiert hatte, war undurchdringlich – und tödlich. Viele von ihnen sind verglüht. Als dann der Schutzmantel endlich verging, haben sie sich unversehens mit der pervertierten Energie konfrontiert gesehen, die ihr Menschen so leichtsinnig produziert. Sie sind verängstigt. Es hat ihnen Schmerzen bereitet. Was für den dämonischen Geist eine wahre Labsal war, das bedeutete für sie große Pein. Deshalb haben sie sich zurückgezogen.«

»Und du?«

»Ich bin hier, weil ich dir helfen will«, erwiderte Flora Blavatsky einfach.

»Und warum?« bohrte Damona weiter. »Du hast mir heute Nacht schon so oft geholfen. Du hast mich vor dem Druiden gewarnt, und als er die Bar in eine Feuerhölle verwandelt hat…«

»Ich werde dir alle deine Fragen beantworten. Zur richtigen Zeit.«

Das akzeptierte Damona. Sie warf Ben einen besorgten Blick zu.

Haltlos schlenkerte sein Kopf über der Brust hin und her. Die beiden so ungleichen Frauen schleppten ihn weiter. Damonas Atemzüge hörten sich fast so schlimm an wie Bens röchelndes Luftholen. Nach einer endlos erscheinenden Zeit erreichten sie die Tür, die ins Freie führte. Kühle Nachtluft fächelte ihnen entgegen. Damona konnte sich kaum mehr auf den Füßen halten. Stundenlang hatte sie sich verausgabt. Der Kraftstrom, den der Geist ihrer Mutter auf sie übertragen hatte, war längst ebenfalls verbraucht.

Aber sie schleppte Ben Murray mit verbissener Entschlossenheit weiter. Der Hubschrauber wuchs als bizarrer Schemen vor ihnen auf. Der Wind säuselte um die Ecken der Häuser und über das weite,

offene Gelände. Im Osten zeigte sich ein breiter werdender Lichtstreifen aus Purpur und Hellorange, zögernd brach der Morgen an.

Für Damona bedeutete das keinen Lichtblick, denn noch immer gab es in diesem Horror-Fall keine Wende. Da geschah es!

Ben Murray bäumte sich mit einem verzweifelten Röcheln auf, sie war so überrascht, daß sie losließ. Bis sie reagierte und wieder zupackte, lag er bereits im taunassen Gras, das hier auf einem kleinen Flecken wuchs. Floras Geisterkörper zerfaserte, stabilisierte sich jedoch sofort wieder. Ben zuckte, als würden Stromstöße durch ihn hindurchgejagt werden.

»Flora! Was hat er?«

»Die Nachwirkungen… Sein Herz…«

»Um Gottes willen, tu doch etwas!« herrschte Damona sie an, warf sich neben Ben nieder. Dessen Gesicht zuckte, er schien etwas sagen zu wollen, seine Augen waren ganz weit geöffnet, die Pupillen glänzten, es sah aus, als würden sie gleich aus den Augenhöhlen fallen.

»Ben!«

Er sackte schlaff zurück, sein Mund klappte auf. Damona tastete nach dem Herzschlag, riß die Jacke auf, dann das Hemd…

Kein Herzschlag!

Sie handelte fieberhaft, ballte beide Hände zu Fäusten und schlug zu. Auf Bens Herzgegend. Dann Herzmassage. Die ersten zögernden Schläge… Bens Atem kam wieder … Damona machte weiter, wie besessen.

»Komm schon, Ben. Nicht aufgeben. Komm schon…« Sie sah wieder alles verschleiert, ihr war übel.

Flora senkte sich an Bens Kopf nieder. »Ich könnte ihm helfen, Damona…«

»Warum tust du das dann nicht?« fauchte Damona.

»Weil ich danach dir nicht mehr helfen kann.«

»Das ist jetzt doch nicht wichtig, Flora. Ich habe noch sieben Stunden…«

»Nein. Nur noch fünf. Du hast dich überanstrengt. Der schwarze Zauber versagt dadurch schneller.«

»Trotzdem. Rette Ben. Er wollte mir helfen… Deshalb hat er sich diesem Teufel gestellt! Bitte, Flora! Mir fällt schon etwas ein, wie ich mir selbst helfen kann!«

Das Geistwesen sah sie an – lange, eindringlich und voller Trauer.

Als wüßte es genau, daß Damona sich unmöglich selbst helfen konnte.

»Bitte!« flüsterte Damona noch einmal.

»Also gut.«

Das Geistermädchen blickte sie noch immer an, während es sich auflöste – und in Nebel verwandelte. Wie ein kühles Leichentuch flirrte dieser Nebel über den Boden, hüllte Ben Murray ein. Die faserigen Ausläufer davon leckten an Damona King hoch, und an den Hautstellen, an denen sie davon berührt wurde, fühlte sie ein heftiges Prickeln und Reißen…

»Die Erde ist die Mutter des Menschen. Aus ihr ist er gekommen, in sie geht er nach der Stunde seines Todes wieder ein. Die Erde ist Leben, ist Kraft, ist Geborgenheit.«

Blumen durchbrachen den rissigen Boden rings um die Stelle, auf der Ben Murray lag. Büschelweise drängten sie empor, reckten sich, erblühten in einem gespenstischen Vorgang. Alle Farben des Regenbogens leuchteten schimmernd, die Blüten wandten sich Bens Gesicht zu, berührten es, hüllten es ein. Und noch mehr Blumen wuchsen und gediehen, obwohl es schon so kühl und der Winter so nahe war. Blumen, die Damona noch nie gesehen hatte, groß und kräftig, mit dicken, behaarten Stengeln, mit samtigen Blüten und einem herrlichen, belebenden Duft.

Der graue Nebel, der Flora Blavatskys Geist war, vereinte die Blumen und Bens und Damonas Körper, hüllte sie ein, bildete rings um sie her ein wallendes, weiches, sich hebendes und senkendes Tuch.

Damona spürte die Ausläufer der Macht der Elementargeister, hörte ein Prickeln in sich, fühlte den Kraftstrom, der von diesem Flecken Erde inmitten des zugeteerten und betonierten Riesengeländes ausstrahlte und auch in ihren Körper eindrang.

»Ich – habe es versucht… Damona«, wehte Floras Stimme von weit heran.

»Ich wollte, daß auch du geheilt wirst Aber es gelingt nicht… Die Schwarze Magie ist stärker … Kann – nicht – helfen … Zu schwach…«

Sekundenlang stand der Eindruck eines sich überschlagenden, davonwirbelnden Körpers vor Damonas innerem Auge, ein Körper, der in die blauscharze Unendlichkeit der jenseitigen Sphären abdriftete. Flora…

Die Blumen verwelkten rasend schnell. Ein Strudel sich überschlagender, durcheinanderwirbelnder Bilder brach zudem über Damona herein. Sie sah tanzende Lichtreflexe, zuckende Flammen und Farbstrudel, die zu Zwergen und Kobolden wurden. Sie sah die Elementargeister! Dann verwischte die Vision, sie jagten hinter Floras Geist-Körper her… Neue Bilder entstanden, blühten in Damonas Gehirn auf und standen den prächtigen Blumen kaum nach. Die Bilder wurden für sie zur Realität, während der heilende Nebel über Ben Murrays und ihren Körper hinwegwallte.

Sie sah eine behäbige, dicke Frau in einer alten Hütte vor einem unruhig brennenden Feuer sitzen. Eine Kräuterhexe. Dann flog die Tür

auf, ein großer Mann mit Silberhaaren stürmte herein und riß drohend die linke Hand hoch, die nur mehr fahlgelber Knochen war … Zarangar, der Mensch-Teufel! Die Kräuterhexe starrte ihn voller Entsetzen an. Der Unheimliche begann zu sprechen, doch nichts als grollende, quietschende und kreischende Töne waren zu hören.

Auch diese Bilder verblaßten.

»Diese Kräuterhexe war ich«, sagte Flora. »In meiner menschlichen Gestalt sah ich so aus. Zarangar ist zu mir gekommen, weil er von mir Hilfe erwartete. Ich sollte ihm seine Skelettklaue wieder in eine normale menschliche Hand verwandeln. Oder aber den Satan persönlich um Hilfe für ihn anflehen. Ich habe mich geweigert, und somit den Zorn des Mensch-Teufels herausgefordert…«

Weitere Bilder entstanden. Damona sah einen sich windenden Körper in gierigen, grellen Flammen vergehen… Dann fuhr die Stimme des Geistermädchens fort: »Er hat mich getötet. Doch ich konnte einen Sterbefluch manifestieren. Zarangar wäre in meiner Hütte vernichtet worden. Da jedoch griff der Schwarze Druide ein. Er hat Zarangar gerettet und sich verpflichtet. So bin ich indirekt dafür verantwortlich, daß diese beiden Fürchterlichen zusammengekommen sind. Ich will es wieder gutmachen. Deshalb kämpfe ich an deiner Seite, Damona.« Kurze Stille. Ein Rauschen als würde die Senderfrequenz eines Radios verstellt. »Jetzt … keine Zeit mehr. Zu schwach. Aber ich versuche, zurückzukehren … dir weiter zu helfen…«

Damona fühlte sich unsagbar einsam, als die wispernde Stimme übergangslos aus ihrem Kopf verschwunden war. Mit ihr war die Wärme vergangen, die sie und Ben Murray für eine nicht mehr bestimmbare Zeit überflutet und durchdrungen hatte. Die Blumen waren verwelkt und zu Staub geworden, den der Wind aufwirbelte und spielerisch davontrieb.

Ben Murray aber würde leben.

Damona wußte es. Und auch sie selbst war von neuer Kraft erfüllt.

Noch immer pulste die Brustwunde, und auch die brennende, abgrundtiefe Erschöpfung war nicht gewichen. Aber sie konnte sich bewegen und wieder klar denken. Das reichte. Wenigstens für diesen neuen Anfang.

***

Bis sie Ben Murray endlich im Cockpit des Hubschraubers hatte, war sie schweißnaß und restlos außer Atem. Sie gönnte sich ein paar Minuten Pause, schaute zufrieden auf Ben, dessen Gesicht schon bei weitem nicht mehr so totenbleich war. Auch sein Atem ging regelmäßiger, und sein Brustkorb hob und senkte sich.

Damona war erleichtert. Die schmerzende Brustwunde sorgte dafür, daß dieses Gefühl nicht zu lange anhielt. Sie schob vorsichtig die

schwarze Lederjacke von den Schultern, zog dann den Pulli und die Bluse hoch und schluckte hart, als sie das blutige, dunkelrote Loch in ihrer Herzgegend sah. Schorfige Haut spannte sich darüber.

Damona wußte, daß sie das nur der heilenden Magie des Elementargeistermädchens zu verdanken hatte. Vielleicht war dadurch auch der Zerfall des schwarzen Druidenzaubers aufgehalten? Vielleicht hatte sie doch noch eine längere Frist, nicht nur fünf Stunden. Die jähe Hoffnung war ein Strohhalm, zu verführerisch, sie mußte sich einfach daran festklammern. Der Wettlauf gegen die Zeit war noch nicht vorbei. Noch immer nicht.

In der Notapotheke hinter dem Pilotensitz fand sie alles Nötige, was sie brauchte, um ihre Wunde einigermaßen zufriedenstellend verarzten zu können. Sie säuberte die Ränder, die bereits wieder leicht zu bluten begannen. Als sie das Jod vorsichtig darauf tupfte, trieb es ihr die Tränen in die Augen. Dann legte sie den Verband an, so gut es ging. Der Schweiß floß in Strömen über Nacken und Rücken und verklebte auch dort ihre Kleidung mit der Haut. Damona wünschte sich nichts sehnlicher als eine Dusche.

Aber zuvor mußte sie Ben und sich heil nach London zurückbringen.

Und alles daransetzen, auch über die Fünf-Stunden-Frist hinaus am Leben zu bleiben.

Sie schaltete die Instrumente ein, checkte die Maschine durch und ließ wenig später die Rotoren losschwirren. Ein bißchen wackelig hob der Hubschrauber ab, dann stabilisierte sich sein Flug, er schwang sich in den Himmel hinauf, der jetzt aus zerlaufenden violetten Farbmeeren und hellen, goldgelben und orangen und blutroten Lichtspeeren bestand.

Das weite, triste Gelände des Kraftwerks blieb hinter ihr zurück, eine Drohung – seltsamerweise immer noch. Damona wußte, daß das, was der Druide vorgehabt hatte, jederzeit von anderen verrückten Fanatikern bei anderen Kernkraftwerken versucht werden konnte. Das brauchten nicht einmal Dämonen zu sein.

Eine Weile hatte sie nicht mehr an den Schwarzen Druiden, an die dämonische Hexenherz-Präsenz Asyhra und die Blutgötter gedacht – vielleicht eine Art Selbstschutz. Jetzt aber holten ihre Gedanken sie ein. Sie schätzte die Chancen ab, in diesem Fall noch Pluspunkte zu schinden. Das hieß: Den Druiden seinerseits in Zugzwang zu bringen. Keine rosigen Aussichten. Sie wußte nicht, wo er steckte. Als Geistwesen konnte er überall sein…

Und momentan steckte sie selbst viel zu sehr in der Klemme, als daß sie auch nur mit dem Gedanken spielen konnte, irgendwelche Tricks auszuprobieren, und das noch auf gut Glück. Fünf Stunden.

Sie mußte davon ausgehen, daß sie in fünf Stunden tot war.

Dieser verdammte Bastard hatte sehr genau gewußt, was er tat.

Sie mußte einen Weg, eine Möglichkeit finden, die Wunde zu schließen. Auf schwarzmagische Weise war sie gerissen worden, also mußte man sie so auch wieder zubekommen. Erst wenn ihr das gelungen war, konnte sie weitere Pläne schmieden.

Das unwillige Stöhnen Ben Murrays lenkte sie von ihren fieberhaften Überlegungen ab. »Hallo«, krächzte er mühsam, wobei ihn gleich darauf ein röchelnder Husten schüttelte. »Wo sind wir?«

»In der Luft.« Damona lächelte.

»Also im Himmel. Hab ich mir doch fast gedacht.«

»Nicht im Himmel, Ben. Noch nicht. Die gute, alte Erde hat uns noch immer, wenn wir nicht gerade per Hubschrauber unterwegs sind.«

Er hörte das Wischen der Rotoren, blickte sich um, nickte. »Du hast den Schwarzen Druiden also erledigt?« Hoffnungsvoll war seine Stimme.

»Nein.«

Er schaute sie fragend an. »Warum sind wir dann hier? Ich… Oh, verdammt, mein Schädel …« Er griff sich an den Kopf, sein Gesicht war verzerrt. Bens Zustand war alles andere als stabil.

»Was ist passiert?« wollte er wissen.

Sie erzählte es ihm, unterbrach sich dabei aber mehrmals, weil die Instrumente ihre ganze Aufmerksamkeit erforderten. Sie war zwar schon das eine oder andere Mal mit einem Hubschrauber geflogen, aber mit diesem Modell kannte sie sich doch nicht so gut aus. Deshalb mußte sie sehr genau aufpassen, wenn sie Ben und sich nicht eigenhändig umbringen wollte.

Aber der Morgen war still und klar, der Wind hatte sich gelegt, die Fernsicht war jetzt verhältnismäßig gut. Schwierigkeiten mit der Maschine gab es nicht. Als Damona mit ihrem knappen Bericht fertig war, wurde Bens Gesicht wieder aschfahl.

»Er wollte das Kernkraftwerk…« Seine Fäuste ballten sich.

»Großer Gott. Und du hast das verhindert, Damona… Ich bin bestimmt nicht dafür, große Worte zu machen, aber dafür gehörst du gesegnet!«

Er wollte sich zu ihr herüberbeugen, doch blieb es beim Ansatz, die Schmerzen überfielen ihn wieder und er zuckte zusammen.

»Und jetzt?« fragte er unvermittelt. »Weißt du schon, wohin sich der Druide abgesetzt hat? Was er vorhat? – Ich glaube jetzt nämlich auch, daß da noch eine verteufelte Schweinerei im Gange ist. Er hat diesen ganzen Zauber wirklich nicht nur deinetwegen aufgeführt. Dein Tod sollte den Weg für etwas anderes ebnen…«

»Hundert Punkte, Ben.«

»Du hast also etwas aus ihm herausgebracht? Er hat geprahlt?«

Gespannt sah er sie an.

»Zuerst wollte er mich töten, das ist richtig. Es sollte eine Strafe sein.

Dafür, daß ich seine Schutzherren gedemütigt habe. So jedenfalls hat er sich ausgedrückt.«

»Seine Schutzherren?« Ben horchte auf. »Mach es doch nicht so spannend! Wer sind diese Schutzherren?«

»Die Blutgötter!«

Damit war die Katze aus dem Sack. Ben fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Zweimal setzte er zum Sprechen an, bevor er auch wirklich etwas sagen konnte. »Es hört nicht auf. Niemals. Es ist nie wirklich vorbei. Wir töten diese Ungeheuer, wir atmen auf und dann kommen sie wieder. Vor ein paar Wochen der Fall mit dem Grauen Tod und dem einen Blutgott… Ich hätte es mir denken können. Eines von diesen Scheusalen kommt selten allein.«

»Wenn die vier noch existierenden Blutgötter zusammen auftreten, dann geht es nicht so glimpflich aus wie vor ein paar Wochen.«

»Das weiß ich auch«, brummte er ärgerlich.

»Möglicherweise gelingt es ihnen, einen magischen Verbindungstunnel ins Zentrum der Erde herzustellen, zu der dortigen Mikrowelt, aus der sie nach Jahrtausenden der Verbannung gekommen sind.«

»Und noch mehr von der Alten Rasse zu uns heraufholen«, sprach Ben die Konsequenz aus. Er dachte nach. Damona King störte ihn nicht. Sie kämpfte gegen die schlimmen Bilder von Tod und Zerstörung an, die sich ihr aufdrängen wollten. Die Blutgötter waren fürchterliche Monstren. Sie durften nicht mehr zurückkehren.

»Der Druide hat noch immer seinen Vorsprung«, murmelte Ben nachdenklich. »Aber – weiß er, wo er die Menschen finden kann, die – ohne das zu wissen – die Blutgötter in sich tragen?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Damona. »Aber zuzutrauen wäre es ihm. Er ist mächtig, Ben.«

»Das habe ich mittlerweile kapiert.« Ben verzog sein Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse. »Aber wenn er es nicht weiß… Die Blutgötter-Träger sind irgendwo auf dieser Welt verteilt. Vier Personen. Männer oder Frauen. Niemand, nicht einmal sie selber, wissen von ihrem Los. Das Dämonische jedoch wird auf sie abgefärbt haben. Bestimmt waren sie auch vorher – also, bevor die Geister der Blutgötter in sie gefahren sind – keine Engel. Das Böse sucht und findet seinesgleichen. Okay, okay … Soweit, so schlimm. Du hast nach diesen Trägern gesucht, nicht wahr?«

Er nahm Damonas Kopfnicken nur beiläufig zur Kenntnis, sprach gleich weiter. »Und du hast sie nicht gefunden. Du hast niedere Dämonen beschworen, hast dich mit Schnüffler-Kreaturen eingelassen, doch keines von diesen Wesen konnte dir weiterhelfen. Und dazu waren sie gezwungen. Du hattest sie durch die Fesseln der weißen Magie in der Hand. Außerdem ist jeder Dämon der Schwarzen Familie

Asmodis' automatisch ein Feind der Blutgötter. Die beiden schwarzen Supermächte sind sich schließlich ganz schön in den Haaren gelegen, um das einmal so auszudrücken. Aber niemand konnte dir sagen, wo sie nach ihrer Niederlage abgeblieben sind. Verstehst du – weil sie es nicht wissen. Und die wenigen überlebenden Verbündeten der Blutgötter sind längst von Asmodis' Dämonen vernichtet.« Nach dieser langen Rede atmete Ben Murray erst einmal tief durch. Er kratzte sich am Nasenflügel.

»Und jetzt kommt dieser Schwarze Druide ins Spiel. Woher soll er also seine Informationen bekommen? Asmodis' Dämonen scheiden aus…«

»Zarangar«, sagte Damona.

»Richtig, der steht in seiner Schuld. Trotzdem. Zarangar weiß bestimmt auch nicht mehr als die anderen Angehörigen der Schwarzen Familie. Außerdem – er ist nicht einmal ein Dämon, nur ein verdammt skrupelloser Mensch, der sich Asmodis angeschlossen hat.«

Damona gab zu: »Du hast recht. Und ich glaube, er würde auch dichthalten, wenn er Einzelheiten wüßte. Er geht immer auf Nummer Sicher. Asmodis und seine Schwarze Familie ist jetzt wieder der Machtfaktor im Schattenreich. Es ist nur in seinem eigenen Interesse, wenn das so bleibt.« Plötzlich kam ihr die Idee. Es war so naheliegend, so simpel, das es ihr den Atem raubte. »Der Zepter-Speer des Druiden!«

»Alles weitere wird das Zepter erledigen«, rezitierte Ben, seine Wangenmuskeln spielten nervös, denn plötzlich verstand er die Zusammenhänge auch.

»Dieser Roger Ayscomb mußte das Zepter stehlen und dem Druiden abliefern. Dadurch ist der Dämonengeist den Fesseln seines Zeitgrabes endgültig entkommen. Das Zepter ist die wahre Quelle seiner Kraft! – Aber in dem Reaktor habe ich es nirgends gesehen. Auch nicht, als mich der Geist angegriffen hat…«

»Er hat dich angegriffen?« echote Ben. »Und du hast das so einfach überlebt?«

»Immerhin hat er mich nicht gefressen.« Damona versuchte ein Lächeln. Es wurde eine gequälte Grimasse daraus. Aber sie wollte Ben jetzt nichts von ihrer schlimmen Verletzung erzählen, davon, daß das Hexenherz gestohlen war… Seine Reaktion darauf war nur zu vorhersehbar. Er würde alles daransetzen, sie zu schonen und damit die ganze Sache noch komplizieren.

Forschend blickte er sie noch immer an. Das Blut an ihrem Pulli sah er nicht; sie hatte die schwarze Lederjacke zugeknöpft.

»Auf jeden Fall, Ben – der Druidengeist hatte das Zepter nicht bei sich.«

»Er wollte eben nicht das Risiko eingehen, es zu verlieren.«

»Aber wo könnte er es versteckt haben? Das Kernkraftwerk sollte vernichtet werden. Somit fällt es als Aufbewahrungsort weg.«

»Vielleicht bei einem möglichen neuen Wirtskörper«, kombinierte Ben.

»Wo sollte er den so schnell herbekommen haben?«

»Möglich, daß er auf jemanden zurückgegriffen hat, den er sich schon ausgesucht hatte, bevor…« Ben straffte sich, kratzte sich wieder an der Nase und stieß dann die Luft durch den Mund aus. »Das ist die Lösung. Herrgott, Damona…«

»Mr. Sheffielt-Rouven!«

»Genau!«

»Er war ein vermögender Mann, er hatte Verbindungen, war angesehen«, zählte Damona auf. »Die richtige Persönlichkeit für einen Dämon, an gewisse Schaltstellen menschlicher Macht heranzukommen. Das ist wichtig, wenn er die Blutgötter finden will. Er muß sich anpassen und menschlicher Gehilfen und Informationen bedienen. Als Sheffielt-Rouven hätte er freie Hand und wäre in jeder Hinsicht unabhängig. Er könnte sich in aller Ruhe seiner Suche widmen…«

Sie brach ab und fügte in Gedanken hinzu: Um so mehr, weil er ja sicher sein kann, daß ihm niemand mehr in die Quere kommen wird. Ich bin für ihn so gut wie tot.

»Der kleine Schönheitsfehler an dieser Version ist nur, daß Sheffielt-Rouven ermordet worden ist, Damona. Er ist aktenkundig tot. Der Yard ist eingeschaltet worden. Eine Menge Leute wissen Bescheid.«

»Ich glaube nicht, daß das für einen Dämon vom Kaliber des Schwarzen Druiden ein Hindernis darstellt.«

Ben strich sich fahrig über die Haare. »Du meinst, er könnte ihn wieder zum Leben erwecken? Seinen Körper übernehmen, und so tun, als ob? Und den Leuten von Scotland Yard einreden, alles sei bloß ein Irrtum gewesen? Schön und gut, Sir, ich war tot, aber jetzt lebe ich wieder. Ja, ein Wunder, Sir. Könnte ich jetzt bitte nach Hause gehen? Nein, hör auf, Damona.«

»Ich bin davon überzeugt, er könnte ihn wieder zum Leben erwecken. Schon, weil er mit dem Zepter-Speer ermordet worden ist. Dieser Speer ist eine Zauberwaffe. Und was die Zeugen betrifft, die wissen, daß Sheffielt-Rouven tot ist – Zeugen kann man beseitigen. Das praktiziert die Mafia tagtäglich. Warum also nicht auch ein Dämon?«

»Und wie wäre es mit Mrs. Sheffielt-Rouven als Kandidatin für den Dämon?« fragte Ben noch immer nicht ganz überzeugt.

»Warum schwierig, wenn's auch einfach geht? Wenn er sie nehmen würde, müßte er niemanden umbringen. Wo keine Leichen sind, herrscht keine Aufregung.«

»Wir knöpfen uns beide vor, ganz einfach.« Damonas grüne Augen

verengten sich zu schmalen Schlitzen. Sie vermied es, zu Ben hinüberzusehen und konzentrierte sich ganz aufs Fliegen.

Aber so einfach, wie sie es gerade dargestellt hatte, war es dann doch wieder nicht. Ihr selbst blieben nur noch fünf Stunden. Fünf Stunden, um sich zu retten, und um das Versteck des Dämonengeistes herauszufinden und ihn, wenn irgend möglich, auszuschalten.

Wenn sie trotzdem noch immer verbissen entschlossen war, das alles irgendwie zu schaffen, so war das beinahe schon lächerlich. Ihr aber war eher zum Heulen zumute.

Ben griff jetzt hastig zum Funkgerät und stellte die Verbindung zum Yard-Building her. »Das werden wir ja sehen«, murmelte er vor sich hin.

Damona sagte darauf nichts. Kreisförmig wühlten die Schmerzen von der Brustwunde ausgehend durch Damonas Körper. Es wurde immer schlimmer. Und bis London war es noch weit. Die Sonne stieg als blasser Fleck höher. Damona King fragte sich, ob sie sie auch noch einmal untergehen sehen würde.

***

Dämonische Zauberkräfte leiteten ihn durch das grauviolette Nichts der abgrundtiefen jenseitigen Sphären und zeigten ihm den Weg zu seinem neuen Wirtskörper!

Ein seidenweicher Übergang, dann hörte das Gleiten im Nirgendwo auf. Der Geist des Schwarzen Druiden materialisierte über dem nackten, reglosen Körper des Toten, der auf einer mit Blech überzogenen Bahre in einem Kühlfach ruhte.

Ein einziger befehlender Impuls genügte, und das konturenlose schwarze Gebilde sank auf den Kopf des Toten zu, ließ sich auf dem Gesicht nieder und verschwand im nächsten Moment wie versickernder Rauch darin.

Auch dieser Übergang bereitete dem Schwarzen Druiden keine Schwierigkeiten. Ein leichter Ruck zeigte an, daß sich seine Instinktfäden in Materie verwandelt und im Schädel des Toten verankert hatten. Er spürte den herben Blutgeschmack im Mund des Leichnams – das Blut eines anderen Menschen, den er gebissen hatte, um seine Rückkehr in ein untotes Leben zu sichern. Der Druide spürte auch das schwache Zucken der absterbenden Gehirnzellen des Menschen, leichte Ströme, die jedoch keine Bedeutung mehr hatten.

Der Dämonengeist verharrte, während seine wurmähnlichen Instinktfäden die Kontrolle über den leblosen Körper übernahmen und sich schnell ausbreiteten und verästelten.

Er war zufrieden. Seine Vorsorgemaßnahme machte sich jetzt bezahlt. Er hatte gewußt, was er tat, als er Roger Ayscomb den Befehl erteilt hatte, sich selbst und Jonathan Sheffielt-Rouven mit dem

Zepter-Speer zu töten. Durch die schwarze Magie dieser uralten Druiden-Waffe konnte er jeden beliebigen Körper sofort übernehmen, der mit ihr umgebracht worden war. Das ersparte ihm umständliche und zeitraubende Zauberrituale und Opfer, mit denen ihm ein Körperwechsel selbstverständlich ebenfalls möglich war.

Ein erregendes Prickeln breitete sich in dem toten Körper aus, der jetzt sein Körper war. Er begann dieses Gefühl zu genießen. Der Aufenthalt in dem anderen Körper – in Roger Ayscombs Körper – war nur kurz gewesen. Hier sollte es anders sein. Er bereitete sich sorgfältig darauf vor, die Kontrolle von den Instinktfäden zu übernehmen.

Bis das vollends so weit war, sondierte er zurück – durch schlieriges Nichts. Die pulsierende böse Energie des Kernkraftwerks gab es immer noch. Also hatte es diese Damona King doch geschafft, die Explosion zu verhindern. Wie sie das angestellt hatte wußte er nicht.

Sie durfte wirklich nicht unterschätzt werden. So etwas wie stiller Respekt und Achtung kamen in dem Uralten auf und verschwanden sofort wieder. Er hatte diese abtrünnige Hexe nie unterschätzt, und deshalb würde es in ein paar Stunden auch endgültig mit ihr vorbei sein. Dann würde sein schwarzer Zauber zerfallen, der sie trotz ihres gewaltigen Blutverlustes noch am Leben erhielt. Es würde keine Damona King mehr geben.

Seine Instinktfäden zuckten. Das war das Signal für ihn, daß er den Körper jetzt übernehmen und bewegen konnte. Der Schwarze Druide dachte nicht mehr an Damona King. Er hatte wichtigeres zu tun.

Er spürte den Körper. Er füllte ihn aus, diesen Körper, diese Hülle, diesen Schutzmantel vor dem gefährlichen Tageslicht. In ihm war er, der dämonische Geist, geborgen und sicher vor den schmerzenden Strahlen der Sonne. Vernichten konnten in auch die Lichtspeere nicht, denn er hielt seine schwarze Seele von seinem Ego getrennt versteckt.

Er bewegte eine Hand. Gespenstisch langsam öffnete sich die im Todeskampf erstarrte Faust. Finger zuckten, strecken sich, Nägel scharrten über das blank gescheuerte Material. Der Druide witterte die Ausdünstungen des Todes. Wie viele Leichen auf dieser Bahre schon gelegen hatten…

Er wollte keine Zeit mehr verlieren. Jetzt fehlten ihm die stärkenden Energien, die in den Tiefen des Kernkraftwerks so leicht anzuzapfen gewesen waren. Aber dafür gab es anderen Ersatz. Er würde sich besorgen, was er brauchte, um am Leben zu bleiben.

Zuerst Informationen über diese Welt, die so anders war als damals. Es war lange her. Das wußte er. Damals… Damals hatten die Blutgötter über die Erde geherrscht, die Sterblichen hatten in Höhlen gelebt und nicht gewagt, ihr Gesicht dem Himmel zuzuwenden.

Ein dunkles Zeitalter, eine Ära der Gewalt, des Grauens und des

Blutes. Eine Ära, die durch ihn neu entstehen sollte, denn er würde die vier noch lebenden Blutgötter finden und wieder an die Macht bringen. Jahrhunderte und Jahrtausende hatte er Zeit gehabt, seine Pläne zu schmieden, Möglichkeiten zu erforschen, potentielle Mitstreiter auszuwählen. Viele der Alten Rasse waren tot, doch nicht alle. Diese galt es zu finden. Er wußte auch bereits, wo er ansetzen konnte mit seiner Suche.

Ein Impuls genügte, und die starre Hand des toten Körpers hob sich, dann der Arm. Der Schwarze Druide verschmolz mit den Instinktfäden, die seine Nervenfäden zu dieser toten Hülle darstellten.

Trotz seiner langen Gefangenschaft im Zeitgrab hatte er nichts verlernt. Er empfing Informationen aus dem sterbenden menschlichen Gehirn, fand sich in dieser neuen, so ganz anderen Welt der Menschen zurecht, lernte. Es dauerte nicht einmal Sekunden. Der Schwarze Geist saugte das menschliche Gehirn förmlich leer.

Weiter hob sich die Hand. Unter seinem Kiefer spürte er eine kleine Schachtel, die dafür sorgen sollte, daß der Mund des Leichnams nicht aufklaffte. Er wischte sie weg. Machte Kaubewegungen, reckte den Unterkiefer vor. Ein häßliches Knirschen wurde laut, als die erstarrten Sehnen und Muskeln zu neuem Leben erwachten, dann ein Platzen wie von überbeanspruchtem Stoff. Die Eckzähne des Mannes fielen aus. Dafür wuchsen ihm neue.

Lange, nadelspitz zulaufende Vampirzähne!

Ein zufriedenes Grollen entrang sich dem zuckenden, noch immer arbeitenden, kauenden Mund. Mit der Fähigkeit, den toten Körper zu beherrschen, kam auch die Empfindung des Hungers. Der Schwarze Druide war kein Vampir, aber wenn er nicht wollte, daß dieser Leichnam von der Fäulnis zerfressen wurde, dann mußte er ihm Blut zuführen. Menschliches Blut.

Das würde kein Problem darstellen. Er fühlte sich als der Jäger.

Die Sterblichen waren nur dumme Opferlämmer. Er würde sie töten und ihr Blut und ihre Lebensenergie trinken, denn er wollte diesen Körper behalten. Er garantierte ihm Möglichkeiten, die er nutzen wollte und mußte, um sein großes Ziel zu erreichen. Deshalb hatte er ihn bereits aus seinem Zeitgrab heraus als endgültigen Wirtskörper ausgewählt.

Jetzt war alles bereit.

Steif erhob sich der Tote, der vom Geist des Schwarzen Druiden erfüllt und gesteuert wurde. Das Kühlfach war niedrig und eng. Er schlug sich den Kopf an, knurrte unwillig und rammte seine Faust gegen das Blech über sich. Fern, durch seine Druidenfähigkeiten jedoch deutlich wahrnehmbar, registrierte der Uralte die dämonischen Schwingungen seiner Verbündeten – der Hexenherz-Präsenz Asyhra. Auch sie hatte ihren Wirtskörper gefunden und handelte.

Alles lief bestens.
Jetzt mußte er zusehen, daß er aus diesem engen, kalten Behältnis herauskam, das ihn so grausam an die Enge seines Zeitgrabes erinnerte.
Er öffnete die Augen. Die Lider klebten leicht zusammen, doch mit einer entschlossenen Anstrengung bekam er sie auf. Zuerst nahm er nur Schwärze wahr, die menschlichen Pupillen waren milchig eingetrübt. Die dämonischen Instinktfäden schalteten sich ein, die nebligen Schleier verschwanden und er sah die glatten Wände und die Decke, die ihn umgaben.
Der Schwarze Druide kroch los, seine Hände tasteten über die Wandung des Fachs. Von innen würde er es nicht aufbekommen.
Ein schauriges Grinsen verzog das Gesicht Jonathan Sheffielt-Rouvens. Kalt wie Gletschereis war das Flackern, das die starrblickenden Augen jetzt erfüllte. Die Sterblichen, die hier hereingelegt wurden, standen normalerweise nicht mehr auf. Er beschloß, seine Druidenkräfte nicht an diese Lappalie zu vergeuden. Er würde abwarten.
Das brauchte der Dämonengeist aus der blutigen Vergangenheit der Erde jedoch nicht lange zu tun, denn schon wenige Minuten später wurde draußen eine Tür geöffnet, hallende Schritte und Stimmen näherten sich.
Mit einem Ruck wurde die Bahre aus dem Kühlfach gezogen, kaltes Neonlicht überflutete den darauf liegenden Leichnam…

***

»Mir ist der Bursche jedenfalls nicht geheuer, Sir«, erklärte Walt Fieldman zum x-ten Mal, während er auf seinen krummen Beinen vor Dr. Ross Culver herwieselte.
»Wir werden ja sehen.«
»Den hohen Herren ist er offenbar auch nicht geheuer«, fuhr Fieldman fort. »Deshalb wollen die ja auch, daß Sie sich dermaßen mit Ihrem Job beeilen.«
»Eine Obduktion ist für mich kein Job. Und es ist auch nicht die erste eilige Obduktion, die ich durchzuführen habe.«
»Ja, ja, hab's schon kapiert, Doc. Für Sie ist das eine Berufung.«
Walt Fieldman kicherte hämisch, wobei er abrupt stehenblieb und Ross Culver ansah. Der Whiskyatem des Alten schlug dem schwarzhaarigen Arzt ins Gesicht. Er unterdrückte den Impuls, Fieldman zurechtzuweisen. Der alte Walt war ein Unikum und schon so lange in der Gerichtsmedizin als Gehilfe tätig, daß niemand mehr genau wußte, wie lange denn eigentlich schon.
»Wo liegt er?« fragte er sachlich.
»In der Königssuite, Sir.«

Walt Fieldman ließ sein löcheriges Gebiß sehen, was wohl ein Lachen sein sollte und packte den Arzt am Ärmel. »Ich bringe Sie schon hin.«

Ross Culver riß sich frei. Das kapierte der Alte. Er brummelte etwas vor sich hin. Dann stieß er eine grün lackierte Tür auf und machte Licht. Die Neonröhren an der Decke in der Mitte des Raumes flammten zitternd auf. Ross Culver zog die Nase kraus. Es roch intensiv nach Desinfektionsmitteln. Aber trotzdem gab es da einen Geruch, der den anderen überlagerte. Genauer gesagt: es war ein Gestank. Richtig widerlich. Der Gestank von Fäulnis und Moder und Vergänglichkeit. Ross Culver verzog das Gesicht.

Er war vierunddreißig, gutaussehend, schlank und durchtrainiert, weil er trotz der Menge Arbeit täglich noch Sport betrieb. Seine Frau Joan liebte ihn, er liebte sie. Meist war er guter Laune, ein richtiger Sonnyboy, bloß jetzt gerade nicht.

Der alte Walt war stehengeblieben und schaute ihn aus spöttischen Augen an, rieb sich das stoppelbärtige Kinn und krächzte: »Na, was ist, Doc? Warten Sie auf eine Extraeinladung? Glauben Sie mir, die kommt nicht. Die Herrschaften hier pennen alle tief und fest. – Übrigens… Fällt es Ihnen auch auf? Riecht komisch hier drinnen, ganz anders als in anderen Kühlräumen dieser Art. Ich weiß, wovon ich spreche. Bin ja ständig hier unten. Der Gestank kommt von dem Burschen …«

Der junge Arzt hörte nicht weiter zu, was Walt Fieldman von sich gab. Er durchquerte den Kühlraum, sah die Lichtreflexe über die grün gekachelten Wände huschen, zog seine Jacke aus und streifte sich den grünen Arztkittel über. Er bewegte sich routiniert. Das hier war nicht seine erste Leichenöffnung.

»Bereiten Sie alles vor, Walt«, gab er Anweisung.

»Sie wollen ihn also ganz allein aufschneiden? Dürfen Sie das denn? Normalerweise müssen doch immer zwei Leute dabei sein. Und bei dem Burschen hier wäre es sowieso sehr angebra…«

»Halten Sie endlich den Mund!« fauchte Ross Culver ärgerlich.

Verdammt, diese Sache ging ihm langsam aber sicher auch an die Nerven. Das Geschwätz dieses Alten. Zuvor die Geheimniskrämerei seines Vorgesetzten. Aber Inspektor McKay, den er persönlich kannte und schätzte, wollte, daß man sich sofort um den Leichnam des erstochenen Jonathan Sheffielt-Rouven kümmerte. Eigenartigerweise hatte auch er darauf hingewiesen, vorsichtig zu sein. Als ob so etwas bei einem Toten vonnöten wäre.

Gut, gut, er würde aufpassen, daß er sich mit dem Seziermesser nicht verletzte, nahm er sich sarkastisch vor. Und er würde auch auf Ungewöhnliches achten. Das war ihm ja ebenfalls zur Auflage gemacht worden.

Walt Fieldman zog die Bahre mit dem Toten aus dem Kühlfach.

Lautlos glitt sie auf ihren vier Rädern heraus. Ein Schwall kalter Luft

begleitete sie.

Ross Culver strich die Gummihandschuhe über seine Finger, schob den niederen Rolltisch mit den Sezier-Instrumenten vor sich her und trat an die Bahre heran. Walt Fieldman wich scheu zurück, wobei er keinen Blick von dem Toten ließ.

Jonathan Sheffielt-Rouven war ein stämmiger, korpulenter Mann gewesen, robust, dicklich, jedoch war das durch seine Größe von fast zwei Metern kaum aufgefallen. Sein kantiger Schädel saß auf einem dicken Hals. Die Hände waren zu Fäusten geballt. Rot waren die kurzen Haarborsten, die sein Gesicht jetzt im Tod noch schroffer wirken ließen.

Ross Culver betrachtete den Toten eingehend. Die Stichwunde, die seinem Leben ein Ende gesetzt hatte, klaffte genau über dem Herzen. Den Arzt beschlich ein seltsames Unbehagen. Der Gestank strahlte tatsächlich von der Leiche aus. Und da war noch etwas…

Normalerweise waren die Gesichter Ermordeter schrecklich verzerrt, ein Hauch der Todesqual, der fürchterlichen Überraschung, jetzt sterben zu müssen, hatte sich wie mit Säure darin eingeäzt. Im Gesicht dieses Mannes jedoch war davon nichts zu entdecken. Es war kalkweiß, wie gemeißelt, hart… Der Mund klaffte nicht auf, obwohl er nicht zugebunden gewesen war.

»Er hat sich bewegt, Doc«, murmelte Walt Fieldman, der scheu zurückgewichen war. Nervös wischte er sich die Hände an den viel zu weiten Hosen ab.

»Was?« Unwillkürlich zuckte Culver zusammen.

»Nicht jetzt gerade, meine ich. Aber er – er liegt anders da als vorhin. Ich hab' ihn ja zusammen mit Muddy darauf praktiziert, aber jetzt liegt er anders da. Also muß er sich bewegt haben.«

Der junge Arzt wandte sich dem nervösen Mann zu. »Sehen Sie die Stichwunde?«

»Ja, Sir.«

»Mit so einer Wunde bewegt man sich nicht mehr.«

Der alte Walt schwieg. Seine Lippen wirkten verkniffen.

Culver schwitzte trotz der Kälte. Fahrig wischte er sich die Haare aus der Stirn und machte sich an die Arbeit. Er schaltete den Mini-Casettenrecorder ein und sprach zuerst eine kurze Beschreibung des Toten auf Band. Konzentriert betrachtete er den bleichen, massigen Körper, tastete ihn dann ab.

Hinter sich hörte Ross Culver das gepreßte Atmen des alten Gehilfen.

Schließlich nahm er das Seziermesser. Wall Fieldmans Atmen hörte im gleichen Sekundenbruchteil auf. Ross Culver verwünschte den Alten und setzte das Messer an. Es war höllisch scharf. Kalt blitzten Lichtreflexe über die Klinge. Der Stahl drang in die Haut des Toten ein…

Culver starrte auf den entstehenden Schnitt, das Blut dröhnte ihm in den Ohren. Aus der Schnittwunde rieselte – eine schwarze, mehlige Substanz!

Culver zog das Messer zurück! Sein Herz hämmerte. Die Gegenwart des alten Walt Fieldman registrierte er überhaupt nicht mehr.

Was war das für ein Zeug?

Er beugte sich vor.

Da brach etwas aus der Schnittwunde heraus! Etwas Bleiches, Langes schnellte direkt auf sein Gesicht zu – blitzschnell und wimmelnd…

Unzählige, sich windende und zuckende Würmer!

***

Die Würmer klatschten in Ross Culvers Gesicht und verbissen sich darin!

Der Aufprall riß seinen Kopf herum. Er schrie entsetzt, brach röchelnd und keuchend ab, reagierte aber im gleichen Augenblick und sprang mit einem jähen Satz zurück.

Seine Hände pflückten die Würmer von seiner Haut. Ekel durchraste ihn, er hatte das scheußliche Gefühl, sich gleich übergeben zu müssen. Die Würmer waren mit Jonathan Sheffielt-Rouvens Körper verwachsen, züngelten jedoch daraus hervor… Ross Culver zählte sie nicht. Aber es waren viele. Ungeheuer viele bleiche Fäden, die sich zitternd und gierig ins Freie geschoben hatten.

Er stieß gegen Walt Fieldman, ruckte herum, sah das fassungslose Gesicht des Mannes. Das Geräusch, das von der Bahre her kam, ließ ihn wieder herumfahren. Wie von knarrenden, knackenden Muskeln verursacht, hatte sich dieses Geräusch angehört.

Das, was er sah, trieb ihm fast an den Rand des Wahnsinns!

Der Tote erhob sich mit ungelenken, ruckartigen Bewegungen, wobei sich die großen Hände am Rand der Bahre abstützten. Die Leiche drehte den Kopf. Ein blutrünstiges Grinsen verschob die ganze Mimik des lebenden Toten, der Mund öffnete sich.

»Du hast deinen Spaß gehabt, erbärmlicher Wicht«, krächzte eine Stimme, die nichts menschliches mehr an sich hatte. »Den letzten Spaß in deinem jämmerlichen Leben!«

Ross Culver spürte den Griff des Seziermessers überdeutlich in seiner rechten Hand. Irgend eine drängende Stimme sagte ihm, daß er etwas tun mußte – er wollte nicht sterben. Der Tote glitt von der Bahre. Culver starrte ihn noch immer an. Er war gelähmt vor Grauen. Nie hätte er mit so einem Geschehen gerechnet.

Die Luft flimmerte.

Zuerst glaubte Culver, das wäre ein Streich seiner überreizten Nerven. Aber das war es nicht. Aus dem Nichts heraus entstand ein länglicher Schatten, der sofort dreidimensional wurde…

Eine Art Speer!

Hinter Culver schrie endlich Walt Fieldman, der jetzt ebenfalls seine Fassungslosigkeit abschüttelte. Aber der Alte tat im Gegensatz zu Ross Culver das einzig Richtige. Er drehte sich um und sah zu, daß er Distanz zwischen sich und den Unheimlichen legte.

Ross Culver hatte sich von seinem Schock ebenfalls erholt. Er riß die Hand mit dem Seziermesser hoch und schnellte vor. Er war schnell, sehr schnell – aber nicht schnell genug.

Der lebende Tote wischte ihn mit einer lässig anmutenden Bewegung beiseite. Culver verlor den Bodenkontakt, knallte gegen die Wand und lag auf dem Boden. Stöhnend wälzte er sich herum. Das Messer lag drei Yard entfernt. Die Tür schlug zu. Draußen hörte man Walt Fieldman kreischend um Hilfe schreien. Der lebende Tote verzog abermals das Gesicht. In den aufgequollenen, grausam irrlichternden Augen war nichts als Bösartigkeit und gehässige Freude an diesem Katz- und Mausspiel zu lesen.

Der Schatten war eine Waffe – jetzt deutlich zu erkennen. Ein Speer, etwas mehr als einen Yard lang, am hinteren Ende mit einer wuchtigen, pechschwarz schillernden Kugel mit sechs spitzen Zinken besetzt.

Dieser Speer wurde jetzt von der rechten Hand des Toten umfaßt, und Ross Culver konnte sich denken, was der Unheimliche damit anzustellen vorhatte. Der Arzt kroch mit einem entsetzten Aufstöhnen los. Das Seziermesser erreichte er trotzdem nicht. Dafür sah er den monströsen Schatten über den Boden wischen – auf sich zu. Die Hand mit dem Speer ruckte hoch. Ein gurgelndes Lachen ertönte.

Ross Culver sah auf, wobei er den Kopf in den Nacken legte.

Die schwarze Speerspitze sauste auf ihn herunter.

Der Stich tötete ihn nicht. Das besorgte gleich darauf das gierig aufklaffende Vampirgebiß des lebenden Leichnams…

***

Walt Fieldman verging buchstäblich Hören und Sehen!

Er stürzte den Korridor entlang, schrie sich die Seele aus dem Leib und ärgerte sich, daß er offenbar trotzdem nicht gehört wurde. Dabei saßen oben doch zwei Nachtwächter. Und dieser Inspektor Tim Porter war auch noch da.

Klackend erlosch das Licht. Walt Fieldmans Beine verhedderten sich im nächsten Moment ineinander, alles geriet aus dem Lot – und er krachte so hart auf sein Gesicht, daß er wertvolle Minuten lang benommen liegenblieb. Das Rauschen des Blutes in seinen Schläfen und das harte Klopfen seines Herzschlags wurde überlaut und schwemmte ihn in friedliche Gefilde davon. Dann breitete sich ein salziger Geschmack in seinem Mund aus. Der störte die Harmonie.

Walt kam wieder zu sich. Der Whiskydunst, der sein Gehirn bis jetzt umnebelt und das Grauen gemildert hatte, verschwand, löste sich auf und hinterließ nichts als fürchterliche Angst.

Ein Leichnam, der plötzlich zu grausigem Leben erwacht war!

Ein mordgieriger Toter!

Daß er so etwas auf seine alten Tage noch erleben mußte! Er stand auf wackeligen Beinen. Die Finsternis ließ ihn zittern. Er wußte, er hatte sich etwas vorgemacht. Er hatte nur geglaubt, so schnell zu laufen. In Wirklichkeit war er höchstens fünf Yards von der Tür der Kühlhalle entfernt. Dort drinnen war es so still…

Die Tür hatte er auch nicht abgeschlossen. Nur hinter sich zugeknallt. In seinem Suff und vor lauter Angst hatte er nicht daran gedacht, den Schlüssel herumzudrehen.

Bibbernd tastete er sich an der Wand entlang. Er bereute seine sämtlichen Sünden, und auch jede respektlose Bemerkung, die er jemals über die hier liegenden Toten gemacht hatte. Dann hörte er das schauderhafte Röcheln Ross Culvers. Es endete abrupt. Stille. Gleich darauf ein gieriges Aufeinanderprallen mächtiger Zahnreihen, ein keuchendes, überlautes Schmatzen. Er konnte sich denken, was das zu bedeuten hatte.

Dr. Ross Culver lebte nicht mehr…

»Oh mein Gott!« Walt Fieldman rannen Tränen über die ausgemergelte Haut und blieben in seinem Stoppelbart hängen. Er kauerte in der Finsternis, schimpfte sich einen verdammten Feigling und drückte die Handflächen glatt auf die Wand. Sich zu bewegen wagte er nicht.

Dann tat er es doch.

Zwei Schritte weit kam er, dann flog die Tür der Kühlhalle mit explosiver Wucht auf. Helles Neonlicht flutete in den Korridor heraus.

Walt Fieldman packte es nicht. Er atmete keuchend. Zum Schreien hatte er keine Kraft mehr. Er hatte den Fehler seines Lebens gemacht. Durch seinen Sturz und die Dunkelheit war er in die falsche Richtung geschlichen – nämlich zurück, wieder auf die Kühlhalle zu!

In dem hellen Rechteck stand die nackte Gestalt der lebenden Leiche!

Sie wandte ruckartig den Kopf. Walt sah das grobschlächtige Gesicht. Es war blutbesudelt.

Wie gefroren wirkte diese Szenerie, dann aber kam Leben in das Ganze, denn Walt Fieldman warf sich herum und jagte los. Der Leichnam verlor keine Zeit und machte sich an die Verfolgung. Der alte Walt hörte das Hecheln des Unheimlichen hinter sich, hörte die patschenden Schritte der nackten Füße auf dem Bodenbelag, das kraftvolle Vorwärtsschnellen des massigen Körpers.

Der Schmerz kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ein Schlag in den Rücken raubte dem Alten die Luft und er flog mit ausgestreckten

Armen vorwärts. Zum zweiten Male machte er mit dem harten Boden Bekanntschaft. Ein Schlag, den er schon nicht mehr spürte. Der lebende Tote warf ihn wie eine Puppe herum, gierige Pranken tasteten nach der Kehle des alten Mannes.

»Wach auf!« grollte die Stimme Jonathan Sheffielt-Rouvens.

»Wach auf, du!«

Walt Fieldman stöhnte. Er wollte sich bewegen, doch das klappte nicht. Er fühlte sich hochgezogen, schwebte, und jetzt öffnete er die Augen doch. Aber nur einen vorsichtigen Spalt weit. Der lebende Tote hielt ihn mühelos aufrecht und funkelte ihn an. Der Griff seiner Hand war wie aus Eisen.

»Ich weiß, daß du mich hörst, Alter«, schnarrte die grausame Stimme. »Also paß auf. Ich brauche Kleidung. Wo finde ich sie?«

»Ich zeige es dir – äh – Ihnen.«

»Gut. Los.« Der Tote stellte Walt Fieldman auf die Füße und versetzte ihm einen derben Stoß in die Rippengegend. Beinahe wäre der alte Mann wieder zu Boden gegangen.

Torkelnd lief er los. Der lebende Leichnam folgte ihm wie ein real gewordener Spuk aus einem Alptraum. Fieldman überlegte fieberhaft, was er unternahmen könnte. Ein Ausweg fiel ihm nicht ein.

Schreien nützte nichts. Niemand würde ihn hören. Die Bestie aber könnte dadurch zu einem Amoklauf angestachelt werden. Auch davonlaufen brachte nichts. Dieses unglaubliche Monstrum hätte ihn schneller eingeholt, als er auf fünf zählen konnte. Herrgott nochmal, daß es so etwas aber auch gab.

Wenn die Leute im Erdgeschoß oben wenigstens seine verzweifelten Hilferufe gehört hätten. Dann hätte er vielleicht noch eine Chance, mit dem Leben davonzukommen. So aber… Er zweifelte nicht daran, daß ihn der lebende Leichnam umbringen würde, sobald er ihn nicht mehr brauchte.

»Da drin«, sagte Fieldman heiser, als er mit dem unheimlichen Begleiter sein Ziel erreicht hatte. Er stieß den Schlüssel ins Schloß, drehte ihn und öffnete. Seine rechte Hand drückte den Lichtschalter.

Die Neonbeleuchtung flammte auf.

Der lebende Tote fluchte, für einen Moment sah es so aus, als würde er wieder zuschlagen, aber die bereits erhobene Faust sank wieder herunter.

Der Koloß schob Walt Fieldman statt dessen kraftvoll in den kahlen, weißgetünchten und nur spärlich möblierten Raum hinein. Auf einem länglichen Schreibtisch lagen mehrere Kleiderbündel, sauber verschnürt, mit Kärtchen daran, auf denen Namen und Adressen der Eigentümer standen.

Jonathan Sheffielt-Rouven nickte zufrieden. Er ließ Walt Fieldman nicht aus den Augen, durchquerte den Raum mit großen, kraftvollen

Schritten. Dann nahm er sich die Kleiderbündel vor.

Walt Fieldman wagte kaum zu atmen. Angespannt beobachtete er, wie sich der massige Mann Unterwäsche heraussuchte, dann Hemd und Hose und schließlich eine Jacke.

Dabei fiel sein Blick zufällig auf die Brust des lebenden Leichnams.

Fieldman zuckte heftig zusammen. Die Wunden – sie schlossen sich!

Sowohl die tiefe Stichverletzung, die den Mann getötet hatte als auch die leichte Schnittwunde, mit der Dr. Ross Culver seine Obduktion begonnen hatte. Das Grauen, das den alten Mann durchraste, ließ ihn zittern. Das mußte der Teufel persönlich sein. Fasziniert und von Entsetzen geschüttelt starrte er auf die blutigen Male, über denen sich die Haut zusammenzog, kräuselte, Falten warf und schorfig wurde. Die Muskeln unter dieser Haut spielten, während sich der Unheimliche rasch ankleidete. Walt Fieldman biß sich auf die Lippen.

»Na, wie sehe ich aus?« fragte der große, massige Mann spöttisch und drehte sich ihm zu. Jetzt, wo er angezogen war, und sich so normal bewegte und ebenso sprach, fiel es Walt Fieldman unglaublich schwer, zu glauben, daß derselbe Mann noch vor wenigen Minuten tot auf einer Leichenbahre im Kühlfach gelegen war.

Er nickte, sein Mund machte zuckende Bewegungen, aber kein Laut kam über die Lippen.

»Das große Redenschwingen ist dir wohl vergangen, was?« Der Unheimliche schritt auf Walt Fieldman zu, der unwillkürlich die Arme schützend vors Gesicht hob. Aber der Unheimliche wollte ihn nicht schlagen. Er zerrte ihn nur vor.

»Zeig mir, wie ich aus diesem Bau hinauskomme«, befahl er. »Unbemerkt hinauskomme«, setzte er dann drohend hinzu. »Wenn du Tricks versuchst, bist du tot.«

»Jja, Sir«, beeilte sich der alte Walt zu stammeln. Er würgte seine Angst hinunter. Noch einmal ein Aufschub, dachte er und stolperte in den Korridor hinaus, in die Dunkelheit und Kühle, die dort herrschten.

Über die wenig benutzte Treppe führte er den Unheimlichen ins Erdgeschoß hoch. Der Lift war gerade in eines der oberen Stockwerke unterwegs. Walt Fieldman atmete gepreßt. In der kleinen Rezeptionshalle des Gerichtsmedizinischen Instituts hörte er Stimmen.

Aber die Halle war zu weit entfernt. Er zeigte in die andere Richtung des Flurs. Er war menschenleer. Durch hohe Fenster, die im unteren Bereich mit Milchglasscheiben versehen waren, drang Tageslicht.

Der lebende Tote strich sich über die roten Stoppelhaare, blickte sich wachsam um. »Du gehst vor. Denk daran, daß ich immer direkt hinter dir bin. Wenn uns jemand begegnet, benimmt dich ganz normal. Grüße höflich. Mach ein freundliches Gesicht.«

»Das werde ich. Es – es ist nicht weit. Bis zum hinteren Ausgang, meine ich. Um diese Zeit sind noch nicht viele Leute da.«

Der Hüne erwiderte nichts, sondern tippte ihm nur zwischen die Schulterblätter, was Fieldman in Bewegung setzte.

Er schwitzte. Er schritt den langen Gang entlang, hörte seine Schritte und die des Unheimlichen hinter sich. Niemand begegnete ihnen. Nicht auf der ersten Hälfte des Korridors. Dann, als Walt Fieldman schon nicht mehr wußte, ob er darüber nun glücklich oder todtraurig sein sollte, wurde rechter Hand eine Tür aufgestoßen.

Eine Frau mittleren Alters, vollschlank, mit wogendem Busen unter einer weit geschnittenen Bluse trat heraus. Als sie Fieldman und seinen Begleiter sah, rückte sie die übergroße runde Brille zurecht.

»Hallo, Mrs. Melly«, krächzte Walt, ohne anzuhalten.

»Morning, Walt. – Nanu, heute so eilig?«

»Ja, ich – ich muß diesen Gentlemen zu – äh – zu Mr. Rowlings bringen. Es ist wichtig.«

»Ah. Dann will ich Sie wirklich nicht aufhalten.« Sie verlagerte ihre kurzsichtige Blicke von Walt Fieldman auf den gelassen wirkenden, breitschultrigen Mr. Sheffielt-Rouven. Nein, man sah ihm wirklich nicht an, was für ein Monstrum er war. Walt schluckte, rieb sich über das Gesicht. Sie waren an Mrs. Melly vorbei. Er blickte sich nicht um, hörte nur das eifrige Klacken ihrer Stöckelabsätze, was anzeigte, daß sie sich ebenfalls entfernte.

Den Hinterausgang erreichten sie ohne weitere Umstände. Walt zitterte. Er sehnte sich nach einem Schluck aus seinem Flachmann, den er stets bei sich trug. Die Flasche in der hinteren Tasche drohte plötzlich, ihm die Hose herunterzuziehen.

»Da sind wir. Ich habe Wort gehalten«, preßte er heraus.

»Gut für dich.«

»Was – was werden Sie jetzt mit mir anstellen?«

»Etwas, das die Sache für mich am wenigsten kompliziert.« Ein wölfisches Grinsen huschte über das breitflächige Gesicht des Unheimlichen.

»Und – und das wäre?« fragte der alte Walt, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»Ich bringe dich um. Tote Zeugen können nicht mehr reden.« Seine Hand ruckte hoch, die kräftigen Finger schlossen sich hart um den dürren Hals des alten Mannes. »Sollen sich deine Artgenossen selbst ihre Gedanken darüber machen, wohin eine Leiche so einfach verschwindet. – Und wie sie das anstellt.«

Der unerbittliche Griff verstärkte sich. Die Finger drückten entschlossen zu.

Als der überraschte Schrei einer Frau aufgellte, war Walt Fieldman bereits in sich zusammengesunken und halb weggetreten. Er bekam keine Luft mehr. Seine Kehle wurde ihm zusammengedrückt. Er fiel und glaubte in ein Meer aus weicher Wolle zu schlagen. Etwas pochte

überlaut in seinem Schädel. Aufregung herrschte ringsum, das bekam er noch irgendwie mit.

Zuerst kapierte er es nicht, dann aber riß er stöhnend die Augen auf. Er lebte. Gott im Himmel, er lebte tatsächlich.

Mit rasselndem Atem richtete er sich auf die Ellenbogen auf. Den unheimlichen Killer sah er gerade noch über den großen Parkplatz hinter dem Gerichtsmedizinischen Institut verschwinden. Er trug jetzt einen schwarzen, speerähnlichen Gegenstand bei sich, den Walt vorhin nicht gesehen hatte.

»Mr. Fieldman! Walt!« Schritte eilten herbei, und mit den Schritten kamen auch die vielen Stimmen, die durcheinanderredeten. Walt tastete verstohlen nach seinem Whisky-Flachmann. Der war in tausend Scherben zerbrochen. Ein nasser, klebriger Fleck breitete sich auf seiner Hose aus.

Der alte Mann begann zu schluchzen. Allerdings nicht wegen dem vergeudeten Whisky.

***

Jetzt ging es Schlag auf Schlag!

Das Gerichtsmedizinische Institut verwandelte sich buchstäblich in ein Hornissennest. Derjenige, der hineingestochen und für die ganze Aufregung gesorgt hatte, war jedoch spurlos verschwunden!

Jonathan Sheffielt-Rouven – der lebende Tote!

Tim Porter knöpfte sich den alten Walt Fieldman in einem kleinen Nebenzimmer der Registratur vor. Die Geschichte, die er zu hören bekam, war so unglaublich, daß sie schon wieder wahr sein mußte.

Tim Porter tat genau das, was ihm sein Instinkt riet: Er glaubte dem zitternden, schluchzenden alten Mann, obwohl der ganz gewaltig nach Whisky duftete.

Einer der losgeschickten Wachmänner kehrte im Eiltempo und grün im Gesicht aus dem Kühlraum im Keller zurück und berichtete aufgeregt, daß Dr. Ross Culver wahrhaftig tot sei.

»Ein Monster muß über ihn hergefallen sein, Sir«, preßte der Mann hervor. »Doc Culver ist richtiggehend zerfleischt worden. Kein Tropfen Blut befindet sich mehr in dem Leichnam.«

»Sorgen Sie dafür, daß niemand den Kühlraum betritt. Ich komme nachher.«

»Yes, Sir!« Der Wachmann trabte ab.

Tim Porter folgte ihm hinaus, nachdem er dem alten Fieldman ein paar beruhigende Worte gesagt hatte. Dr. Benders kam und kümmerte sich um den völlig aufgelösten alten Mann. Draußen lungerte die obligatorische Masse der Schaulustigen. Ausnahmslos Mitarbeiter des Instituts. Sie bestürmten ihn mit Fragen. Tim Porter drängte sich durch und schwieg. Als ob die nicht schon genug mit Leichen zu tun

haben, dachte er wütend.
Von der Telefonzentrale aus rief er im Yard-Building an, das nur eine Straße entfernt war.
»Ich brauche drei Einsatzwagen«, befahl er. »Sofort. Ringfahndung…« Er gab den Einsatzbereich durch, dann eine knappe, sehr präzise Beschreibung Jonathan Sheffielt-Rouvens.
Der Beamte in der Zentrale war nicht von der schnellen Truppe. Es war der Neuzugang. Noch immer, dachte Porter halb resignierend.
»Aber dieser Mr. Sheffielt-Rouven«, sagte der Junge staunend.
»Ich – verdammt, ich dachte, er sei tot.«
»War er auch!« schnauzte Tim Porter. Sollte der Junge denken, was er wollte.
»Verzeihung, Sir, ich glaube, ich verstehe nicht ganz…«
»Er war tot. Jetzt lebt er wieder. Er hat Doc Culver umgebracht und ist verduftet. Alles klar jetzt? Sorgen Sie dafür, daß die Einsatzfahrzeuge…«
»Geht klar, Sir. Warten Sie trotzdem einen Moment… Ich habe noch was für Sie.«
Tim Porter trommelte ein paar Takte auf die Tischplatte. Er war ungeduldig, was konnte ihm dieses Greenhorn schon wichtiges zu sagen haben?
Die Telefonistinnen des Instituts tuschelten miteinander und warfen ihm neugierige Blicke zu. Tim lächelte sie bissig an. Sie sahen weg. Am anderen Ende der Leitung hörte er das Greenhorn Anweisungen für den Einsatz der Ringfahndung geben. Wenigstens das ging flott.
Dann hatte er den jungen Mann wieder an der Strippe. »Also?«
»Verzeihung, Sir, es hat gedauert. Hier läuft alles. Was ich Ihnen sagen wollte… Inspektor Murray hat sich vor ein paar Minuten gemeldet. Er ist auf dem Rückflug von Kingston upon Thames – und er hat sich nach Mr. und Mrs. Sheffielt-Rouven erkundigt. Hörte sich richtig – komisch an. Und jetzt, wo Sie sagen, Mr. Sheffielt-Rouven sei plötzlich von den Toten – äh – auferstanden … Nun, es kam mir so vor, Sir, als hätte Inspektor Murray erwartet, daß so etwas passiert. Er hat so eigenartig gefragt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
Porter seufzte. Die Ausdrucksweise dieses Burschen ging ihm an die Nerven. Die Zeit brannte ihm dazuhin noch unter den Fingernägeln. »Gut. Dann rufen Sie Murray zurück. Sagen Sie ihm, was passiert ist.«
»Das werde ich tun, Sir. Da wäre jedoch noch etwas. Es ist mir sehr peinlich…«
»Was?«
»Ich habe heute Nacht ganz vergessen, Sie und Inspektor McKay davon in Kenntnis zu setzen, daß Inspektor Murray im Zusammenhang mit dem Sheffielt-Rouven-Fall einen Verdächtigen überwachen ließ. Einen gewissen Mr. Roger Ayscomb.«

»Sie sind ein Armleuchter.«
»Yes, Sir.«
»Was ist mit dem Burschen?«
»Der Beamte, der auf ihn angesetzt war, hatte keinen Erfolg. Mr. Ayscomb war die ganze Nacht über nicht zu Hause.«
Tim Porter kochte. Weitere Fragen hatte er vorerst nicht, deshalb legte er kommentarlos auf. Was diesen Ayscomb anging, so konnte er sich auf ihn noch keinen Reim machen. Der Fall war verrückt genug. Ein Mord. Offenbar wegen einem kostbaren alten Druiden-Speer. Blutspuren von zwei verschiedenen Personen. Vermutlich vom Ermordeten und Mörder. Der Mörder war trotz seines hohen Blutverlustes spurlos verschwunden. Nach ein paar Stunden beginnt der Ermordete wieder zu leben, bringt einen Obduktionsarzt um und verschwindet ebenfalls. – Und zwar mit einem speerähnlichen Gegenstand. Genau das waren Walt Fieldmans Worte gewesen. Irre, wirklich. Aber Tim Porter war seltsamerweise davon überzeugt, daß es eine sehr normale und schlüssige Erklärung für all diese unglaublichen Ereignisse geben mußte.
Er starrte den Telefonhörer an, auf dem er noch immer seine Hand ruhen hatte. Dann den Busen der kleinen Blondine, die wieder mit ihrer Telefonistinnen-Kollegin flüsterte. Und er dachte an Stanton McKay. Der war noch immer bei Mrs. Sheffielt-Rouven, und vielleicht verdächtigte auch er sie des Mordes an ihrem Mann. Bisher hatte McKay jedenfalls nichts mehr von sich hören lassen. Er mußte ihn über den Vorfall mit Mr. Sheffielt-Rouven informieren. – Warnen. Dieses Wort stand plötzlich vor seinem inneren Auge. Porter bekam ein drückendes Gefühl in der Magengegend.
Er zog das Telefonbuch heran, blätterte darin und fand die Nummer der Sheffielt-Rouvens. Er wählte. Das Freizeichen tutete. Aber am anderen Ende hob niemand ab. Tim Porter versuchte es insgesamt dreimal. Immer ließ er durchläuten, bis das Belegtzeichen ertönte. Niemand ging ans Telefon.
»Verdammt!« Er wählte noch einmal die Yard-Zentrale an. Er hatte wieder das Greenhorn an der Strippe. »Haben Sie Murray erreicht?«
»Yes, Sir.«
»Was hat er gesagt?«
»Shit.«
»Das trifft es.« Tim Porter nickte. »Rufen Sie ihn noch einmal an. Er soll bei Mrs. Sheffielt-Rouven Zwischenstation machen. Dort ist irgend etwas oberfaul. Wenn er dort ist, soll er mich anrufen. Ich bin im Institut, später dann in meinem Büro im Yard-Building. Alles verstanden?«
»Yes, Sir!« bestätigte der Junge zackig.
»Gut. Dann los.«

Tim Porter beendete das Gespräch, nickte den beiden hübschen Girls zu und seufzte noch einmal, als er die Telefonzentrale verließ.

Der Polizeiapparat war in Bewegung gesetzt. Mehr konnte er momentan nicht tun. Weder, um den amoklaufenden Toten aufzuspüren, noch, um Stanton McKay zu helfen. Es war so verdammt wenig.

Er kam sich schäbig vor. Hoffentlich schaffte es Murray, schnell genug in Mayfair zu sein. Während er müde in den Keller hinunterging, zu der Kühlhalle, in der Doc Culver gestorben war, überkam ihn ein wehmütiges Gefühl. Er hatte die schlimme Befürchtung, daß er seinen Freund und Kollegen Stanton McKay nicht mehr lebend wiedersehen würde…

***

Damona King zog den Hubschrauber in einer eleganten Schleife über den Hyde Park weg. Dort unten waren trotz der Morgennebel, die in der City ja beinahe zum Normalbild gehörten, ein paar unverzagte Jogger unterwegs. Die Bäume trugen keine Blätter mehr und boten einen ziemlich traurigen Anblick.

Schon nach Bens Anruf beim Yard war für sie klargewesen, daß sie auf dem Rückflug in Mayfair Zwischenstopp machen würden, um mit Mrs. Sheffielt-Rouven zu sprechen. Nach den beiden Rückrufen der Yard-Zentrale war dies um so mehr begründet. Weder Damona noch Ben sprachen. Jeder von ihnen hing seinen eigenen Gedanken nach.

Unter ihnen wischte die Park Lane weg, dann kamen die Villen Mayfairs. Ben orientierte sich anhand einer sehr detaillierten Stadtkarte. »Da drüben. Das Riesengrundstück. Das ist es«, wies er sie ein.

Damona bestätigte mit einem leichten Kopfnicken. Ihr Gesicht war blaß und verkniffen, einziges äußeres Zeichen der Schmerzen, die sie durchstand. Ben hielt es für Konzentration. Sie flog die Maschine jetzt souverän. Der große Garten tauchte unter ihnen auf, ein wirklich prächtiges Grundstück mit altem Baumbestand: knorrigen Eichen und Fichten und Birken. Genau in der Mitte stand der ultramoderne Villenkomplex, der sich hier wie ein Fremdkörper ausmachte.

Damona landete auf der freien Stelle vor dem Hausportal. Die Rotoren wischten noch ein paarmal nach, Laub wurde aufgewirbelt und prasselte wieder zu Boden.

Damona überprüfte kurz die Luger, steckte sie dann wieder in die Halfter und stieg ebenfalls aus. Ben wieselte bereits um den Hubschrauber herum. Mit großen, noch etwas steifen Schritten ging er zum Haus hinüber.

Dort regte sich nichts. Damona beobachtete aufmerksam die Fensterreihen, auf denen vage Lichtreflexe der schwachen

Morgensonne schimmerten. Leichte Nebelschleier kräuselten sich über dem taufrischen, ungesund verfärbten Gras, das in der letzten Nacht den ersten Frost zu ertragen gehabt hatte.

Hinter keinem der Fenster bewegte sich etwas. Kein Gesicht zog sich in die Dunkelheit des Raumes zurück, nachdem es zu ihnen heruntergespäht hatte.

Ben klingelte. Ein melodischer Gong ertönte im Hausinnern.

Sie warteten. Auch Ben war ungeduldig. Sie sah es ihm an. Er nestelte an seinem Mantel herum, öffnete ihn, damit er seine Dienstwaffe schneller ziehen konnte, wenn nötig.

Auch nach dem dritten Läuten geschah nichts. Das Haus wirkte leer – wie ausgestorben. Damona und Ben verständigten sich mit einem schnellen Blick. Daraufhin senkte er seinen breiten Daumen abermals auf den Klingelknopf. »Ich weiß offiziell nichts von dem, was du jetzt anstellst«, murmelte er.

Sie war schon unterwegs, lief an der Hausfront entlang. Sie umrundete das Gebäude, gelangte in den Schatten auf der Westseite und sah hoch. Ben klingelte weiterhin an der Vorderseite. Das würde er auch noch genau 30 Sekunden lang tun, dann aber ging er davon aus, daß dort drinnen Gefahr im Verzuge war – Gefahr für seinen Kollegen Stanton McKay. Er würde sich gewaltsam Zutritt verschaffen.

Dasselbe hatte Damona schon jetzt vor. Sie zog sich mühsam an der Regenrinne hoch und ahnte nicht, daß in der vergangenen Nacht Roger Ayscomb genau denselben Weg genommen hatte.

Den ersten Stock erreichte sie in Rekordzeit. Der Schweiß brach ihr wieder aus, von der Brustwunde her strahlte ein wütendes Pochen.

Auch wurde es unter dem Verband feucht. Die Wunde war wieder aufgebrochen.

Sie schob sich auf dem schmalen Sims an der Wand entlang und erreichte das unvergitterte Fenster. Die Fensterscheibe war herausgenommen. Zwei Holzleisten mit der Verplombung von Scotland Yard sicherten die Öffnung. Damona schlug die Leisten weg und kletterte ins Innere.

Unten hörte sie Ben Murray im Schloß der Haustür herumstochern.

Das war das einzige Geräusch, das zu hören war. Damona schlich vorsichtig weiter. Sie erreichte die Treppe, die nach oben führte.

Die Blutspritzer auf dem hellen Treppenbelag sah sie im nächsten Augenblick.

Sie zog die Luger und entsicherte sie. Dann erst beugte sie sich nieder und tastete über die roten Flecken. Sie waren klebrig naß. Die Blutspritzer waren frisch!

Stanton McKays Blut? fragte sich Damona, während sie sich langsam die Treppe hochschob. Im Erdgeschoß hörte sie Ben Murray. Er hatte das Schloß geknackt.

Damona wartete nicht auf ihn. Wahrscheinlich würde er sich ohnehin zuerst die Räume unten vornehmen, weil er sie ja hier oben wußte. Je höher Damona kam, desto mehr Blutflecken fand sie.

Zuerst der Mord an Jonathan Sheffielt-Rouven. Jetzt das hier. Was für ein neues Drama hatte sich in diesem Haus abgespielt?

Himmel, diesmal brannte es wirklich an allen Fronten!

Oben wurde ein verzweifeltes Stöhnen laut, dem ein dumpfer Aufschlag folgte. Damona erschrak nicht einmal, sondern spurtete die Stufen hinauf.

Da platzte oben eine Tür auf, leichtfüßige Schritte wurden laut, dann fiel ein monströser Schatten auf Damona herunter…

***

In den letzten paar Stunden hatte er Zeit gehabt, alle Facetten des Grauens kennenzulernen!

Es hatte damit angefangen, daß er den schwarzen, herzförmigen Stein mit den Blutrinnsalen angestarrt hatte. Eine unheilvolle Aura strahlte von dem Ding aus, etwas, das ihm die Gänsehaut auf den Rücken trieb und ihm Angst machte. Als er die Gefahr erkannte, in der er schwebte, war es schon zu spät.

Er befand sich im Bann des schwarzen Steins.

Auf Leila Sheffielt-Rouvens Gesicht spiegelte sich eine dämonische Freude. Sie glitt aus dem Bett, wobei sie ihm den unheimlichen Gegenstand weiterhin zeigte.

»Es ist ein Herz«, flüsterte die Frau verschwörerisch im Tonfall eines kleinen Mädchens, das über sein liebstes Spielzeug sprach. »Ein versteinertes Hexenherz. Ja, schau es dir nur an, Bulle… Du siehst ein Wunder. Ein Wunder … Der Körper der Hexe ist tot, schon vor langer Zeit vernichtet und für immer verloren. Doch der Geist … der Geist, Bulle, der haust noch immer in diesem Herz.«

Sie ist übergeschnappt! durchfuhr es Stanton McKay. Aber er ahnte, daß das nicht stimmte.

Obwohl er das steinerne Herz nicht ansehen wollte, mußte er das tun. Vornübergebeugt, die rechte Hand nach dem Gegenstand ausgestreckt, so stand er da, und so sehr er sich auch anstrengte – er konnte sich nicht mehr bewegen. Seine Muskeln begannen zu schmerzen. Sein Atmen verlangsamte sich.

Leila Sheffielt-Rouven schien zu wissen, was mit ihm passierte. Sie tänzelte um ihn herum. Er spürte die Ausstrahlungen ihrer warmen Haut, denn noch immer war Leila Sheffielt-Rouven nackt. Jetzt allerdings mußte das andere Extrem in ihrem Verstand wieder die Kontrolle über sie innehaben, sie genierte sich nicht mehr und sie benahm sich auch nicht mehr so unsicher.

»Es gehört jetzt mir«, flüsterte sie. »Mir ganz allein. Die rote Hexe

Asyhra wird in mir wiedergeboren werden. Ich gebe ihr meinen Körper dar. Und sie wird ihn annehmen und mich mit ihrem Geist erfüllen…«

Stanton McKay starrte die Frau an. Er konnte nicht fassen, was hier mit ihm geschah. Er wußte nur, daß von nichts und niemandem Hilfe zu erwarten war. Das hier war eine Sache ganz allein zwischen dieser Frau und ihm.

Sie fuhr herum. Ansatzlos schlug sie zu. Er verlor das Gleichgewicht, versuchte instinktiv, den Sturz mit Händen oder Ellenbogen abzufangen, die schlimmste Aufprallwucht zu mildern, aber auch jetzt konnte er keinen Finger rühren. Er schlug so hart auf, daß er das Gefühl hatte, in der Mitte durchzubrechen. Seine Sinne schalteten ab. Sein letzter flüchtiger Eindruck war, daß er auf einer blutigroten Welle davongeschwemmt wurde.

Und daß die Teufelin zufrieden auf ihn herunterblickte, während sie sich mit einer entschlossenen Bewegung das schwarze Steinherz auf die nackte Brust drückte…

***

»Du wirst mir das Herz nicht wegnehmen!« flüsterte Leila Sheffielt-Rouven haßerfüllt. »Du nicht. Ich lasse es nicht zu. Es gehört mir. – Sag es mir, Herz, sag mir, daß du mein bist.«

»Du hast recht, Leila«, wisperte eine Stimme direkt in ihrem Kopf schmeichlerisch. »Ich bin dein. Für immer. Aber du mußt mich beschützen. Gib dich mir ganz hin… Du darfst dich nicht mehr gegen mich wehren …«

Sie sah auf den am Boden liegenden Mann hinunter. Er war ohnmächtig. Sein Atem ging flach. Allein durch die Kraft ihres Willens hatte sie ihn besiegt. Er war ein Dieb. Er wollte ihr das steinerne Hexenherz wegnehmen, das auf so wunderbare Weise in ihren Besitz gelangt war.

Leila Sheffielt-Rouven merkte nicht mehr, daß dies alles bereits nicht mehr ihre eigenen Gedanken waren. Genaugenommen war sie kaum besser dran als Inspektor Stanton McKay. Auch sie stand unter dem Bann des schwarzen Hexenherzens.

Allerdings noch nicht so vollkommen, wie sich das die Hexenherz-Präsenz Asyhra wünschte.

Noch immer war ein Rest von Leila Sheffielt-Rouvens Ich widerstandsfähig und kämpfte gegen die totale Übernahme und Bevormundung an. Deshalb auch die Schwankungen zwischen Hilflosigkeit und eiskalter Verruchtheit. Es war ein psychischer Kampf zwischen Gut und Böse. Ein Kampf, dessen Ausgang über Leilas Schicksal entschied.

Und auch über das der Hexenherz-Präsenz.

Das jähe Herausgerissenwerden aus Damona Kings Körper hatte auch sie geschwächt. Es würde Tage dauern, bis sie ihre Kräfte erneuert hatte.

So lange aber konnte sie nicht warten. Sie brauchte einen neuen Träger-Körper. Einen Menschen, der sie nicht mehr unter Kontrolle zwingen konnte, wie Damona King das geschafft hatte. Sie mußte beweglich sein, denn der Schwarze Druide rechnete mit ihr. Nach ihrer Befreiung hatte sie mit ihm vereinbart, daß sie ihm auch weiter bei seinen Vorhaben behilflich sein wollte.

Jetzt wollte sie diese Vereinbarung halten.

Leila Sheffielt-Rouven sah noch immer auf den Polizisten hinunter. Da schlug Asyhra mit brutaler Wucht zu! Sie zwang der überraschten Frau ihren Willen auf, drang in ihren Schädel ein, schwemmte jeden Widerstand mit ihrer schwarzen Macht davon.

Leilas Hände, die das Hexenherz umkrampft hielten, ruckten hoch, zuerst langsam, dann entschlossen.

»Drücke das Herz gegen deine Brust! Tu es!« kommandierte Asyhras Stimme gnadenlos.

Leila Sheffielt-Rouven gehorchte. Als sie den eiskalten, pochenden Gegenstand auf ihrer Haut spürte, durchlief sie ein Blitzschlag. Sie kippte einfach um.

Die Besinnung verlor sie allerdings nicht. Das wäre auch nicht im Sinne der Hexenherz-Präsenz gewesen. Asyhra wollte nicht unnötig Zeit verlieren – und sie wollte den Geist der Sterblichen auslöschen – ein für allemal.

Dazu brauchte sie Leila Sheffielt-Rouven bei vollem Bewußtsein.

Das Grauenvolle, das sie ihr jetzt offenbaren wollte, würde seine Wirkung nicht verfehlen…

***

»Steh auf! Geh zum Spiegel!« wisperte die dämonische Stimme befehlend.

Leila stand auf. Zögernd schritt sie zu dem hohen, kostbaren Spiegel hinüber, vor dem ihr kleiner Rosenholz-Schminktisch stand.

»Sieh hinein!«

Sie starrte auf ihr bleiches Gesicht und erschrak. Sie kam sich selbst wie eine Fremde vor. Ihre Haut schien zum Platzen gespannt zu sein. An der Stirn begann sie dumpf zu pulsieren. Eine eitrige Beule entstand. Leila Sheffielt-Rouven konnte den Blick nicht abwenden. Gebannt starrte sie ihr Spiegelbild an, mit dem jetzt eine fürchterliche Veränderung vorging!

Auch an Kinn und Wangen entstanden die grausigen Beulen. Zitternd und bebend blähten sie sich auf, füllten sich mit schwarzer Flüssigkeit und verunstalteten ihr Gesicht.

Leila Sheffielt-Rouvens Herzschlag hämmerte. Sie wollte schreien, ihr Entsetzen hinauskreischen, aber ihre Lippen lagen wie Eisen aufeinander.

Die Verwandlung schritt fort, und in diesen nervenzerreißenden Vorgang hinein hallten die bösen Gedanken!

Schneller! Schneller! Verwandle dich… Werde häßlich … Ich habe nicht mehr viel Zeit – und kaum mehr Kraft … Der Druide übernimmt schon den Körper des Toten … Er rechnet mit meiner Zuverlässigkeit, und ich werde ihn nicht enttäuschen. Du mußt sterben – damit ich in deinem Körper leben kann!

Ich brauche das Geld aus Sheffielt-Rouvens Safe. Und die Ausweispapiere. Für ihn und für mich. Anpassen… Nicht auffallen … Aussehen verändern … Wichtig, wenn man an Bord eines Flugzeuges geht.

Abrupt brachen diese Gedankenströme ab. Leila Sheffielt-Rouven konnte sich nicht mehr darauf konzentrieren. Sie wankte vor dem Spiegel, konnte den Blick aber nicht von dem grauenvollen Anblick, den sie selbst bot, lösen.

Ihr Gesicht zerlief…

Die gesamte linke Seite schien aus Wachs zu bestehen, das jetzt ein teuflisches Feuer erhitzte und zum Schmelzen brachte.

Leila schrie! Endlich! Der Laut kletterte in kreischende, irrsinnige Höhen und verstummte schlagartig.

Ihre Hände entwickelten Eigenleben. Fest und hart preßten sie den schwarzen herzförmigen und pochenden Stein gegen ihre Brust.

Von dort stiegen Dämpfe auf. Schwefelgelbe Schwaden kräuselten sich. Fleisch zischte und verbrannte.

Die Hände entfernten sich zitternd, sanken nieder.

Leila sah das Hexenherz, das sich in ihre Brust hineinbrannte. Eigenartigerweise verspürte sie dabei keine Schmerzen. Konvulsivisch zuckte ihr Körper. Eine grauenhafte Schwäche durchzog sie. Gleichzeitig gellte ein schauderhaftes Gelächter in ihr, das jede Faser ihres Körpers zum Vibrieren brachte.

Wie lange das Gelächter gellte, das wußte sie später nicht mehr zu sagen. Auch nicht, wie lange sie zuckend vor dem Spiegel stand und auf die zerlaufene Fratze ihres Gesichts starrte und auf das Loch in ihrer Brust, wo sich die Haut über dem Hexenherz bereits wieder ruckartig verschloß.

Die Übernahme lief mit tödlicher Präzision ab!

Die Hexenherz-Präsenz war so stark. So unheimlich stark.

Und dann war es vorbei. Leila Sheffielt-Rouvens Geist wurde von einer schwarzen Feuerlohe zerfetzt und davongepeitscht. Es ging blitzschnell.

Aus Leila Sheffielt-Rouven war eine höllisch gefährliche Dämonin geworden…

***

Stanton McKay starrte fassungslos auf das verwüstete Antlitz der Frau. Sie hatte noch nicht bemerkt, daß er wieder zu sich gekommen war. Kein Wunder, denn das, was sie im Spiegel zu sehen bekam, genügte wirklich, sie abzulenken.

Was war nur mit dieser Frau los?

Das aber konnte ihm momentan egal sein. Für ihn zählte nur, daß der Bann verschwunden war, daß er sich wieder bewegen konnte.

Das nützte er aus. Er kroch los. Zur Tür. Unterwegs zog er auch seine Dienstwaffe, aber er hatte das böse Gefühl, daß ihm die nichts nützen würde.

Er hatte gesehen, wie ihr Gesicht zerlaufen war, ja, buchstäblich zu einer teigigen Fratze war es geworden. Einfach so. Und sie hatte sich dabei beobachtet, während sie gleichzeitig dieses schwarze Satansherz an sich preßte.

Als er noch einen halben Yard von der Tür entfernt war, federte er hoch, warf sich nach vorn. Seine Hände bekamen die Klinke zu fassen, drückten sie auf und rissen die Tür zurück. Er stürzte hinaus.

Er war draußen! Er hatte es tatsächlich geschafft!

Aber die Frau war ihm bereits auf den Fersen. Er hörte ihren wütenden Schrei. »Bleib stehen!«

Er dachte nicht daran, sondern jagte bereits die Treppe hinunter.

Polternde Schritte hinter ihm! Er drehte sich auf dem Treppenabsatz herum, seine Waffenhand ruckte hoch. Er sah die herunterstürmende nackte Frau sekundenlang wie im Zeitraffer…

Das verzerrte Gesicht, die grausige linke Gesichtshälfte, ein blutrotes, schorfiges Loch in der linken Brust – dort, wo sie das steinerne Herz dagegengepreßt hatte.

Dann war die Frau heran. Stanton McKay stieß einen verblüfften Schrei aus und drückte ab. Die Waffe bellte trocken auf. Vom Einschlag der Kugel wurde Leila Sheffielt-Rouven um ihre eigene Achse gerissen. Aber sie fand ihr Gleichgewicht wieder, kreiselte herum.

Stanton McKay überfiel das Grauen. Wenn er bis jetzt noch immer gezögert hatte, zu glauben, daß hier der Teufel seine Finger im Spiel hatte – jetzt tat er das nicht mehr. Ein wuchtiger Schlag traf ihn an der Kinnspitze und warf ihn zurück. Vom Geländer wurde sein Sturz gestoppt. Keuchend hielt er sich daran fest.

Die Furie war bereits wieder über ihm. Sie riß ihn vom Geländer weg, schlug zu. Er spürte eine Haut aufplatzen, schmeckte den Salzgeschmack seines Blutes im Mund, er fiel – fiel – fiel…

Hart prallte sein Schädel auf eine Kante. Die Welt versank in einem wummernden Dröhnen. Er bewegte sich trotzdem noch immer, wollte wieder hochkommen, aber seine Hände zitterten und knickten einfach

in den Ellenbogen ein.

Ein Fußtritt schleuderte ihn herum. Er lag auf dem Rücken, keuchte, Tränen des Schmerzes und der Wut und der Hilflosigkeit verschleierten seinen Blick. Über ihm stand Leila Sheffielt-Rouven.

Dünne Blutfäden rannen aus der Stirnwunde. Aber sie lachte.

Sie lachte!

Dämonisch glitzerte es in den Augen der Frau, während gleichzeitig ihre linke Gesichtsseite wieder normal wurde. Stanton McKay blinzelte. Der Vorgang blieb. Wie ein schneller Film lief er ab.

Die unheimliche Frau hob ihre rechte Hand, streckte Daumen und Zeigefinger aus und griff an die Stirnwunde! – Sie wühlte die Kugel heraus!

»Du hast keine Chance, McKay«, flüsterte sie gefährlich. »Nicht gegen mich… Ich bin Asyhra, die Hexenherz-Präsenz. Asyhra, die Dämonische. Im Gegensatz zu meiner bisherigen Trägerin Damona King kann ich meine Mächte bewußt einsetzen und nutzen.« Und damit hob sie McKays Dienstwaffe und richtete sie auf ihn.

Er starrte in das schwarze Mündungsloch und alles in ihm verkrampfte sich.

»Ich werde dich jetzt erledigen. Du hast mir genug Scherereien gemacht.«

Er beobachtete fasziniert und voller gräßlicher Todesangst, wie sich ihr schmaler Finger um den Abzug legte und daran zog. Die Zeit war plötzlich ganz unwichtig geworden. Sie spielte keine Rolle mehr. Leslie… Er dachte an seine Frau, die zu Hause auf ihn wartete und sich bestimmt Sorgen um ihn machte. Daß er in diesem Augenblick an sie dachte, das war das Mindeste, was er tun könnte. Er war froh, daß er sich so bewußt von ihr verabschiedet hatte. Seine Ahnungen hatten ihn also nicht getrogen. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

Jeden Augenblick erwartete er jetzt das Aufpeitschen des Schusses zu hören – und dann den Einschlag der Kugel, der sein Leben beenden würde.

Dabei gab es noch so viele Fragen, die ihm auf der Zunge brannten. Und Leslie und er hatten doch noch solch eine Menge vorgehabt in diesem Leben.

Die Dämonische kicherte. »Jetzt, McKay… Versuch, ob du mit einer Kugel im Schädel auch am Leben bleiben kannst, so wie ich! Versuch es!«

Aber noch bevor sie den Stecher bis zum Druckpunkt durchgezogen hatte, geschah etwas, das ihre teuflischen Pläne über den Haufen warf und Stanton McKay noch eine Chance gab…

Der Türgong schlug an!

***

Kein zähnefletschendes Ungeheuer und auch kein grausamer Dämon produzierten den Schatten, der auf Damona King herunterwischte.

Es war eine junge Frau, schlank, ebenmäßig gewachsen, mit ausdrucksstarken braunen Augen und einer zerzausten, ebenfalls braunen Haarmähne. Außer einem durchsichtigen, spitzenbesetzten Negligé trug sie nichts, aber das konnte ihr selbstbewußtes Auftreten offenbar nicht beeinträchtigen.

Damona stoppte und war auf der Hut.

Die Frau blieb ihrerseits am oberen Ende der elegant geschwungenen Treppe und funkelte auf Damona herunter.

»Was soll das?« fauchte sie ärgerlich. »Was haben Sie in meinem Haus zu suchen?« Ihr Blick fiel auf die Luger, die Damona weiterhin in der rechten Hand hielt, und die Lippen preßten sich aufeinander.

An der rechten Wange der Frau zuckte ein Muskel.

»Sind Sie Mrs. Sheffielt-Rouven?« fragte Damona, ohne auf die Fragen einzugehen.

Sie nickte. »Ja, aber sagen Sie mir doch bitte, was Ihr Auftritt hier zu bedeuten hat. Sind Sie von der Polizei? Ist es wegen – wegen dem Mord an meinem Mann?«

Damona studierte das Gesicht der Frau. Ein weiches, sehr frauliches Gesicht. Nur an der Stirn… Für einen Sekundenbruchteil hatte Damona den Eindruck, als gäbe es dort eine schwarze Stelle – wie von einem Kugeleinschlag. Der Eindruck verschwand, Mrs. Sheffielt-Rouven wischte sich nervös die Haare aus dem Gesicht.

»Es geht um Inspektor McKay«, sagte Damona vorsichtig. »Wir haben mehrmals versucht, ihn telefonisch hier zu erreichen.«

»Ach?«

»Ja, aber niemand hat abgenommen.«

»Ich habe mich hingelegt. Doc Alby hat mir ein Beruhigungsmittel gegeben. Mit Inspektor McKay habe ich noch ein paar belanglose Worte gewechselt… Ich glaube, er hat mich verdächtigt, meinen Mann umgebracht zu haben. Solch ein Unsinn. Nun, ich habe ihn gebeten, zu verschwinden. Das wird er dann wohl auch getan haben. Ich jedenfalls habe geschlafen – bis jetzt.« Die letzten Worte hatten sehr vorwurfsvoll geklungen.

»Und das Stöhnen gerade?« fragte Damona betont. »Und der Aufprall? – Und die frischen Blutspritzer hier auf der Treppe?« Sie lächelte hart. »Wie paßt das alles zu ihrer Geschichte?«

Mrs. Sheffielt-Rouvens Gesicht blieb ausdruckslos. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden, tut mir leid. Sie müssen übergeschnappt sein.«

Diese Stimme… Oder vielmehr: der Unterton in dieser Stimme!

Sie hatte ihn schon oft gehört – aber wann? Bei welchen Gelegenheiten?

Die beiden Frauen fixierten sich. Damonas Blick tauchte in den der

erhöht stehenden Mrs. Sheffielt-Rouven. Dort, in den Tiefen dieser braunen Augen lauerte etwas… Etwas Böses, ungemein Abgeschlagenes … Etwas Altes …

»Du bist Asyhra«, sagte Damona tonlos. Ja, plötzlich wußte sie es mit einer Bestimmtheit, die ihr den Atem raubte.

Das ebenmäßige Gesicht verzog sich unter einem widerlichen Feixen. »Du hast mich also tatsächlich erkannt!« stieß sie hervor. »Alle Achtung. Vielleicht bist du doch mehr Hexe, als ich bisher geglaubt habe. Vielleicht bist du auch ohne mein steinernes Hexenherz stark genug…«

Der schwarze Blitz zuckte aus den Fingern der hochgerissenen linken Hand der Besessenen – direkt auf Damona King zu!

Damona steppte beiseite, stieß gegen das Geländer. Die Rechte mit der Luger flog hoch. Zweimal drückte Damona ab. Die Waffe zuckte in ihrer Hand, als wäre sie ein lebendes Wesen. Der Tod raste aus dem Lauf – der Tod in Form geweihter Silberkugeln, die für jedes dämonische Wesen absolut tödlich waren!

Sie trafen auch und hieben in die Schulter der Dämonischen, die daraufhin einen Schrei ausstieß, der genausogut das Heulen eines verletzten Wolfes hätte sein können.

Von der Wirkung des Treffers konnte sich Damona allerdings nicht mehr überzeugen. Die Treppe verwandelte sich in ein brodelndes Chaos, das Geländer fing Feuer und grellrote Flammenbündel loderten hoch. Gleichzeitig spaltete sich der Marmor unter Damonas Füßen. Ein häßliches Geräusch begleitete diesen Vorgang. Als würde ein riesiges Ei aufgeschlagen. Die Treppe brach ein!

Damona warf sich vor, durch die Flammenwand, um von dem zusammenstürzenden Treppenstück wegzukommen. Aber in ihren Adern schien flüssiges Blei zu strömen. Sie war so verdammt schwerfällig.

Aber sie hatte Glück! Sie fand einen Halt, stolperte zwei Treppen hinauf, während hinter ihr die freischwebenden Marmorstufen mit einem Höllengetöse einbrachen. Rauchschwaden verhängten die Sicht. Damona tränten die Augen. Die Rechte, in der sie die Luger hielt, beschrieb einen Halbkreis…

Wo steckte Asyhra?

War sie tödlich getroffen? Lag sie bereits sterbend am Boden?

Ein weiterer Feuerschlag blieb aus. Damona beeilte sich, vollends die Treppe hinaufzukommen, die jetzt gefährlich schwankte. Weitere Marmorbrocken bröckelten ab und stürzten polternd in die Tiefe.

Ben Murray mußte spätestens jetzt alarmiert worden und hierher unterwegs sein.

Davon vergewissern konnte sich Damona nicht. Sie mußte auf das obere Ende der Treppe achten, denn irgendwo dort konnte ihre

dämonische Gegnerin stecken.

Sie sah den Schemen, die wehenden braunen Haare, das dünne Nachtgewand, das um einen biegsamen Frauenkörper flatterte…

Asyhra!

Links am Treppengeländer über ihr!

Die Silberkugeln hatten sie also nicht getötet! Das bedeutete – Damonas Gedankenkette riß ab, denn jetzt mußte sie handeln.

»Stirb, du Hündin!« spie die Dämonische ihr entgegen. Dann blähte sich ein Glutball vor ihren Fingerspitzen auf, pechschwarz, schillernd und rotgerändert und raste auf Damona zu. Dieses Mal hatte sie keine Chance. Sie war einfach zu langsam.

Der Feuerball explodierte in ihr, er drang buchstäblich in sie ein, breitete sich blitzartig aus – dann folgte die grauenvolle Detonation.

Damona wurde zurückgeschleudert, rutschte die Treppen hinunter.

Hinter sich wurde sie sich unbestimmt des Abgrunds bewußt. Ihre Rechte tastete fahrig über die Marmorstufen, aber die Luger war ihr entfallen, und sie konnte sie nirgends finden. Halb besinnungslos war sie.

Asyhra jagte die Treppenstufen herunter. »Jetzt, Damona King! Jetzt bringe ich dich um! Lange genug hast du mich bevormundet und versklavt. Jetzt ist die Stunde meiner Rache gekommen! Ich gebe mich nicht damit zufrieden, zu wissen, daß du in ein paar Stunden krepierst! Ich will es sehen! Ich will sehen, wie du dich vor mir windest und dann stirbst!«

Ein Fußtritt schleuderte Damona herum. Sie ruckte die Hände vor, bekam einen Geländerpfahl zu fassen. Der Schlag trieb ihr die Tränen in die Augen. Ihr rechter Fuß stieß ins Leere.

Asyhra trat wieder zu. Damona schlenkerte herum, ein verzweifeltes Ausweichmanöver, das sie vollends über den Rand des Abgrunds fallen ließ. Sie hing an dem Treppengeländer, ihr Körper pendelte hin und her, ein eiskaltes Gefühl steckte in ihrer Schulterpartie. Sie konnte sich nicht mehr lange halten. Asyhra wußte das natürlich nur zu gut und kostete ihren Triumph aus. Allerdings verschenkte sie dabei keine Zeit.

»Was bist du doch für eine miserable Gegnerin, Damona King! Selbst mit einem Minimum meiner Kräfte kann ich dich mühelos besiegen! – Nur mit mir – mit meinem Hexenherzen – warst du eine ernstzunehmende Gegnerin… Jetzt aber bist du nur mehr ein Wurm, den man zertritt. So!«

Und damit rammte sie ihre nackte Fußsohle auf Damonas Hand herunter, mit der sie sich verzweifelt an den Geländerstreben festklammerte. Glühender Schmerz zuckte auf. Damona schwang hin und her. Unter ihr gähnte der Abgrund, denn ob sie es schaffen würde, ihren Körper so auszupendeln, daß sie auf der Treppe aufschlug, die

vom ersten in den zweiten Stock hochführte, war äußerst fraglich. Asyhra würde ihr dazu wohl kaum eine Gelegenheit lassen.

Die Dämonische wollte, daß sie in die Tiefe fiel.

Wieder trat Asyhra zu. Noch immer klammerte sich Damona eisern fest. Ihre langen, schwarzen Haare flatterten über ihren Rücken, sie spannte ihre Muskeln an, ihr sportlich gestählter Körper pendelte langsamer…

Aber ihre Fingerknochen wurden förmlich zermalmt von Asyhras Tritten. Schon löste sich der Griff. Asyhra lachte gellend.

Wo blieb Ben?

Aber sie durfte ihn nicht rufen, sonst verriet sie ihn der Dämonischen…

Der erbarmungslose Zweikampf dauerte höchstens Sekunden, aber Damona kamen diese Sekunden wie Ewigkeiten vor. Ein weiterer Teil der Treppe brach knirschend ab, fiel in die Tiefe und zerschellte und ließ Steinsplitter umherspritzen.

Unwillkürlich zuckte Asyhra leicht zurück, war einen Augenblick lang unachtsam. Das nützte Damona mit allerletzer Kraft aus. Sie packte mit der anderen Hand zu, sicherte ihren Halt am Treppengeländer, kralle sich fest – und stieß die freie linke Hand hoch, wobei sie Asyhras Fußgelenk zu fassen bekam!

Die Eiseskälte dieser Berührung war fast wie ein elektrischer Schlag. Aber Damona packte dessen ungeachtet zu und riß an dem Fuß.

Die Dämonische stürzte nach hinten. Damonas schwarzgekleidete Gestalt spannte sich an, ein Klimmzug, und sie lag vornübergekrümmt auf dem gezackten, abgesplitterten Rand der Treppe nach oben, keuchte, hörte das Blut in ihren Schläfen hart und wütend schlagen…

Ihre Lippen formten sich zu Worten einer uralten Sprache, die sie selbst nicht verstand… Einer Hexensprache, die schon existiert hatte, als sie oder ihre Mutter noch nicht geboren waren.

»Salwuelay – yal Llewaynal…«

Eine andere, ungleich sanftere Stimme als ihre eigene sagte: »Du bist meine Tochter, Damona King. Die Tochter einer Hexe… Meine Hexenfähigkeiten hast du geerbt, du mußt nur lernen, sie richtig handzuhaben … Besinne dich … Besinne dich auf die Kraft, mein Kind …«

»Kytai… kytaia – yal Llewaynal …«

»Besinne dich auf deine Kraft…«

Es war die Stimme ihrer Mutter – und ein kühler Lufthauch fächelte in ihr erhitztes, schmerzverzerrtes Gesicht. Eine Geistbewegung, ein zärtliches Streicheln – ein Beweis dafür, daß Vanessas Geist nicht vernichtet war!

»Ich bin dorthin zurückgekehrt, wo ich bereits existierte, nachdem Brodkin, der Hexentöter, mich und deinen Vater ermordet hatte… In

die jenseitigen Sphären. Ich habe es dir einmal erklärt, mein Kind; Ich bin tot, man kann mich nicht mehr vernichten – nur noch quälen, unsagbar quälen … Die Bestien des Jenseits sind mir auch bereits auf der Fährte. Ich muß mich beeilen – heim zu kommen. An den Ort, an dem Frieden herrscht. An den Ort, wo du mich schon bald aufsuchen wirst …«

»Shangrij-La!« flüsterte Damona wie in Trance.

»Ja, Shangrij-La!« Die Stimme wehte davon. »Sei auf der Hut, mein Kind. Besinne dich deiner Kräfte…«

»Kennst du die Zukunft, Mutter?«

»Einen Teil der Zukunft – doch kann ich darüber nicht reden.«

»Du hast gesagt, ich werde dich in Shangrij-La aufsuchen.« Sie zögerte kurz. »Bedeutet das, daß ich – sterbe…?«

Sie bekam keine Antwort mehr, es war auch keine Zeit dafür, Asyhra hatte sich aufgerichtet. Sie starrte auf Damona herunter. Damona witterte mit Sinnen, die sie noch vor Sekundenbruchteilen nicht hatte.

Die Hexenherz-Präsenz war geschwächt. Sie konnte nur auf einen geringen Teil ihrer Macht zurückgreifen. Wie sie es vorhin selbst behauptet hatte.

Damona King stand geschmeidig auf. Ganz in schwarz gekleidet, das ebenfalls rabenschwarze, zerwühlte Haar hing ihr strähnig um das ovale, ausdrucksstarke Gesicht.

Aus der fast Besiegten wurde – der schwarze Racheengel! Diesen Spitznamen hatten ihr die Kreaturen des Schattenreiches respektvoll verliehen.

Asyhra bemerkte, daß sich etwas Wesentliches in der Situation geändert hatte.

Damona setzte sich in Bewegung. Asyhra wartete nicht ab. Sie warf sich mit einem kraftvollen Satz herum und hetzte die Stufen hinauf. Die ganze Treppenkonstruktion federte unter ihren Schritten. Es wurde ernst. Am oberen Ende angekommen, kreiselte Asyhra wieder herum, ihre Hände beschrieben mystische Gesten – der Glutball entstand von neuem vor ihren Fingerspitzen und raste fauchend los.

Allerdings traf er nicht Damona, sondern schlug mit einem infernalischen Krachen in den Marmor der Treppe! Vor Damona verästelten sich Risse, ein böses Knirschen, wurde abermals laut, und dann klaffte der Spalt auf!

Damona war noch drei Stufen davon entfernt.

Das Treppenteilstück neigte sich abwärts, splitternde Geräusche begleiteten den Bruch, Stahlträger verbogen sich kreischend unter den dämonischen Gewalten der schwarzen Magie…

Damona wurde wie von einem Titanenschlag weggewischt, schlitterte über die Stufen hinunter, über den Rand des Abgrunds hinaus, und dieses Mal konnten sich ihre ziellos herumrudernden

Hände nirgends mehr festklammern! Sie überschlug sich halb im freien Fall…

Jäh löste sich etwas aus ihr!

***

Ben Murray hatte schon eine Menge der Gemeinheiten kennengelernt, deren sich die Höllenmächte bedienten. Deshalb war er besonders auf der Hut, als er die Räume im Erdgeschoß der Villa durchsuchte. Die Dienstwaffe hielt er entsichert und schußbereit in der Faust. Geladen war sie mit geweihten Silbergeschossen. Das war ein Futter, das kein Dämon gerne zu fressen bekam, weil es in aller Regel absolut tödlich für ihn war.

Der massige Yard-Inspektor beeilte sich. Routiniert und zügig und immer vorsichtig arbeitete er sich von einem Raum zum nächsten weiter. Er geriet ins Schwitzen. Am liebsten hätte er jetzt den Mantel ausgezogen, aber dafür war keine Zeit.

Weiter. Er drückte die nächste Klinke herunter, stieß die Tür mit einem Fußtritt auf, wartete einen Sekundenbruchteil ab. Auch hier geschah nichts. Er enterte den Raum mit einer Behendigkeit, die einem wesentlich jüngeren und schlankeren Mann bereits zur Ehre gereicht hätte. An die Wand gepreßt stand er, die Waffe im Combat-Anschlag. Der Raum war jedoch ebenfalls leer.

Bei drei weiteren war es nicht anders. Also Pleite auf der ganzen Linie. Hier unten war alles wie ausgestorben.

Dafür aber brach in einem der oberen Stockwerke urplötzlich ein Höllenlärm los, in den sich das harte Peitschen von Schüssen mischte.

Ben Murray brauchte ganze zwei Sekunden, um seine Überraschung zu verdauen und loszustürmen.

Draußen, in der Empfangshalle, krachten Steintrümmer nieder.

Das ganze Haus schien zu wackeln.

Ben raste aus dem Speiseraum hinaus, den er gerade inspiziert hatte, schlitterte über den glatten Marmorboden des langen Flurs, stieß sich von der Wand ab und war wieder auf Kurs.

Als er die Halle endlich erreichte, sah es dort aus wie auf einem Schlachtfeld. Ein Teil der freitragenden, modern gewundenen Treppe war heruntergekommen…

Staubschleier hingen in der Luft. Er legte den Kopf in den Nacken und sah, daß der Kampf über ihm im vollem Gange war!

Feuerkugeln orgelten, rammten die Treppe, dann brachen weitere Marmortrümmer herunter – ein ganzer Treppenabschnitt löste sich mit einem gräßlichen Knirschen! Die schwarzgekleidete Gestalt, die auf diesem Treppenabschnitt gestanden war, wirbelte durch die Luft – und fiel wie ein Stein in die Tiefe! Damona King!

Ben hielt den Atem an, riß seine entsetzten Blicke hoch, zu dem

Geländer, das in allen Stockwerken den rings um die Halle verlaufenden Emporen-Korridor begrenzte – und sah dort die braunhaarige Teufelin, die dafür verantwortlich war.

Mit einem wilden Hohngelächter verfolgte sie Damonas Sturz in die Tiefe mit!

Eine Eisenklammer schloß sich um Bens Herz. Ihm war, als würde die Zeit stillstehen, als müßte er sich übergeben.

Dann stutzte er.

Er sah Damona King fallen – fallen…

Und gleichzeitig sah er sie flimmernd hinter der lachenden Teufelin auftauchen!

***

Das schwarzgekleidete Phantom, das wie Damona King aussah, war allerdings nicht schnell genug. Ein anderer Körper jagte heran…

Ein Mann mit blonden Haaren und einem sympathischen, jetzt allerdings vor Schmerzen verzogenen Gesicht.

Stanton McKay!

Er hatte sich trotz der schlimmen Stirnwunde, die ihm die Dämonische geschlagen hatte, aufgerafft, hatte sich millimeterweise in den Flur herausgeschleift, bis er nahe genug gewesen war.

Jetzt rammte er mit der Schulter von hinten gegen den Wirtskörper der Hexenherz-Präsenz. Im nächsten Augenblick war auch das Geister-Phantom da… Eine bildhübsche, schwarzhaarige Frau …

Stanton McKay brach zusammen. Seine Kräfte waren erschöpft.

Das Finale bekam er nicht mehr mit.

***

Die Dämonische wurde buchstäblich über das Geländer im zweiten Stock hinwegkatapultiert!

Mit ausgestreckten Händen flog sie durch die Luft, sackte in die Tiefe. Gellend brach sich ihr Todesschrei an den glatten Marmorwänden.

Ben Murray wußte nicht, wohin er zuerst sehen sollte. Auf die schreiende und kreischende Furie – oder auf das Damona-King-Phantom – oder auf Damona selbst…

Er hob die Dienstwaffe in den Beidhandanschlag, dachte daran, daß Damona diesen Sturz niemals überstehen würde, spürte einen brennenden Haß und Trauer in sich, während Tränen seine Augen verschleierten. Das also war der letzte Kampf.

Er sah die sich überschlagende Dämonische ganz deutlich, zielte, hatte sie exakt vor dem Lauf – und drückte ab. Wie eine Maschine zog er den Stecher durch, immer wieder, und gleichzeitig folgte seine Waffenhand der Abwärtsbewegung der Dämonin.

Sie klatschte auf den Marmorboden, zuckte, wälzte sich herum…

Die Silberkugeln hatten getroffen – jede einzelne…

Ben sah nur auf den Körper der Dämonischen. Nur diese Teufelin wollte er sehen, die es geschafft hatte, Damona King umzubringen.

Sein Mund war pulvertrocken. Die Zunge lag wie ein geschwollener Fremdkörper darin. Mühsam schluckte er. Der Tränen, die jetzt über seine eingefallenen Wangen rollten, schämte er sich nicht.

Dann fiel ihm auf, daß er das Aufschlagen von Damonas Körper hätte hören müssen. Schon längst. Aber außer dem Aufprall der Dämonin hatte er keinen zweiten Schlag gehört.

Langsam wandte sich Ben jetzt doch um. Seine ungestüme, wilde Hoffnung verwandelte sich in maßloses Staunen. Auf dem Treppenabsatz im ersten Stock, auf dem Damona King hätte liegen müssen, sah er eine schwarze Katze!

***

Eiskalt überlief es Ben Murray, denn als er im ersten Stock ankam, war die schwarze Katze verschwunden. Dafür aber lag Damona King verrenkt auf den Stufen. Ihre Augen waren geschlossen, das Gesicht leicht nach rechts gewandt. Es sah aus, als würde sie nur schlafen.

Langsam setzte sich Ben wieder in Bewegung. Himmel, das war der schwerste Gang seines Lebens.

Die Lederjacke, die Damona trug, war vorn geöffnet, der schwarze Pulli leicht hochgerutscht. Auf dem Wollstoff sah er Blut – ein großer, sich ständig ausbreitender Fleck, direkt über der Herzgegend.

Ben kniete sich nieder, legte die Walther PPK neben sich, wischte den Pulli hoch, dann fetzte er die Bluse auseinander. Der Verband, der darunter zum Vorschein kam, war blutdurchtränkt.

»Großer Gott!« entfuhr es Ben fassungslos. »Sie war schon verletzt!« Er wischte sich die Tränen weg. »Sie war schon verletzt… Dieser verfluchte Schwarze Druide … Natürlich! Und ich Hornochse habe das nicht gemerkt … Ich hab’s nicht gemerkt!« Er fing sich nur mühsam, besann sich darauf, was er jetzt zu tun hatte. Damit schob er gleichzeitig sämtliche Gefühlsregungen beiseite. Wie ein Roboter handelte er, untersuchte Damona. Sein Gesicht war dabei wie aus Stein gemeißelt.

Schließlich hob er Damona behutsam hoch, nahm sie auf die Arme und schritt mit ihr die Treppe hinunter. Um Stanton McKay würde er sich nachher kümmern.

Ihr Kopf pendelte haltlos hin und her. Die Arme hingen schlaff herunter.

***

Ben Murray sah nicht, daß sich der Wirtskörper der Hexenherz-Präsenz zuckend aufrichtete. Das zertrümmerte Gesicht schien von Stromstößen durchfahren zu werden.

Die Silberkugeln aber hatten der Besessenen nichts anhaben können. Und auch der Sturz hatte sie nicht von Asyhra erlöst. Die Magie des steinernen Hexenherzens sorgte dafür.

Silberhelles Licht brach über den zerschmetterten, verrenkten Körper herein, sorgte dafür, daß er sich wie eine Marionette erhob, tänzelnd und bebend und zitternd… Dann löste er sich auf.

Leila Sheffielt-Rouven verschwand, wurde von schwarzmagischen Kräften aus der Realität in die geheimnisvollen Abgründe der jenseitigen Sphären gerissen, hin zu dem Treffpunkt, den Asyhra mit dem Schwarzen Druiden vereinbart hatte!

***

Sie lag in weichen Kissen, spürte die Wärme, die sie umgab, und wußte, daß sie an verschiedene Apparaturen angeschlossen war.

Frisches Blut wurde in ihren zerschundenen Körper gepumpt. In weiter Ferne waren Stimmen zu hören.

»… unglaublich! Seit zwei Tagen liegt sie jetzt im Koma, und ihr Zustand bessert sich sogar. Und das trotz dieser Wunde, die sich nicht schließen will …«

»Ich verstehe es auch nicht, Doc, aber Sie wissen ja, was Inspektor Murray gesagt hat: sie ist eine ganz besondere Patientin.«

»Und daß wir mit unserem Kopf für ihre Gesundung verantwortlich sind. Als ob sie sich von der Verletzung so einfach wieder erholen könnte.«

»Vielleicht schafft sie es doch. Immerhin ist sie bisher ja auch noch nicht gestorben, oder?«

Die beiden Stimmen wurden zu einem dröhnenden Geräuschwirrwarr. Dann kam Stille. Sie fühlte sich eigenartig leicht. Die Augen konnte sie nicht öffnen.

Sie wollte es auch gar nicht. Sie lag da und lauschte in sich hinein.

Zwei Tage waren vergangen. Sie wußte, das hatte eine gewaltige Bedeutung für sie. Und als sie das begriff, erwachte sie richtig. Damona King. Sie war Damona King und sie lebte.

Obwohl zwei Tage vergangen waren!

Dabei hatte sie doch nur noch ein paar Stunden zu leben gehabt!

Warum war sie noch am Leben?

Warum?

Als sie das nächste Mal erwachte, mußte es Nacht sein. Obwohl sie die Augen geöffnet hatte, sah sie um sich nur Finsternis, wie ein gewaltiger schwarzer Panzer. Aber sie hörte außer ihren eigenen Atemzügen auch noch andere. Ganz in ihrer Nähe atmete ein anderer Mensch.

Damona richtete sich in ihren Kissen auf. Ihre rechte Hand tastete schwach hinaus und fand den Lichtschalter. Sie drückte ihn. Goldene

Helligkeit erfüllte das Krankenzimmer.

Damona sah zu der Gestalt in dem Bett neben sich. Es war Ben Murray. Er lag angezogen auf dem Bett und schlief unruhig. Offenbar hatte er eine Art Krankenwache halten wollen, war jedoch eingenickt. Die Erschöpfung hatte ihn übermannt.

Damona lächelte schwach. »Ben…«

Er zuckte zusammen, rappelte sich auf, starrte sie an. »Du bist wach… Meine Güte wie fühlst du dich?«

Sie zuckte die Schultern.

»Mike. Ich habe Mike endlich in Paris erreicht. Er ist schon unterwegs. Mach bloß keine Dummheiten, Damona. Du mußt gesund werden, hörst du?« Er stand auf, setzte sich zu ihr aufs Bett. »Diese Brustwunde…« Er brach ab.

»Das Hexenherz«, entgegnete sie schwach. Jedes Wort bereitete ihr Schwierigkeiten. »Der Schwarze Druide hat es mir herausgerissen. Asyhra hat sich selbständig gemacht. Sie ist in Mrs. Sheffielt-Rouvens Körper eingedrungen.«

»Ich hab's mir gedacht.« Er schwieg kurz, legte seine Stirn in Falten. »Warum hast du es mir nicht gesagt? Ich meine daß du so schwer verletzt bist.«

»Ich hatte nur noch fünf Stunden, Ben. Die wollte ich nicht mit Diskussionen vergeuden. Ich habe so fest gehofft, daß wir sie noch irgendwie erwischen… Aber jetzt …« Sie schwieg.

»Wir haben draußen am Heathrow Airport zwei Leichen gefunden. Zwei Männer. Beide waren sehr vermögend und trugen auch eine Menge Geld bei sich. Sie waren genauso entsetzlich zugerichtet wie Dr. Ross Culver, der Obduktionsarzt.«

Der Schwarze Druide und Asyhra, die Hexenherz-Präsenz waren entkommen. Damona wußte es, auch wenn Ben es nicht in Worte kleidete, weil er sie schonen wollte.

Sie schlief wieder ein. Ben sah besorgt auf sie hinunter.

Der behandelnde Arzt hatte ihm geraten, sich keine Hoffnungen zu machen. Die Brustwunde schloß sich nicht. Das ganze Blut, das sie in sie hineinpumpten, verlor sie wieder.

***

Sie träumte, und in ihrem Traum wußte sie, weshalb der Schwarze Druide und Asyhra, die Dämonische, auf so konventionelle Art und Weise das Weite gesucht hatten.

Sie wollten keine dämonischen Späher auf sich aufmerksam machen. Die Dämonen der Schwarzen Familie waren ihre Feinde, denn sie sympathisierten mit der anderen schwarzen Supermacht – mit den Blutgöttern.

Deshalb hatten sie sich in menschlichen Körpern versteckt. Deshalb

waren sie mit dem Flugzeug geflogen, obwohl sie sich bestimmt genausogut an ihr Ziel hätten teleportieren können.

Das alles wußte die Träumerin, sie wunderte sich auch darüber, stellte jedoch keine Fragen.

Ihr Traum ging weiter.

Sie sah die schneebedeckten Hänge des Ben Nevis, des höchsten Berges der britischen Inseln. Eisige Sturmwinde jagten über das schottische Hochland, wüteten über Bergkuppen, über verfallenen Burgen und sich kräuselnde Seeoberflächen. Wie tausend Furien brausten sie hinauf, zur Spitze des Ben Nevis, wirbelten in den höheren Regionen den pulverigen Schnee auf, und peitschten ihn in weiten Fahnen nordwärts.

Gewaltige, schwarzgraue Wolkenberge zogen sich über dem kuppelförmigen, völlig kahlen Gipfel des Ben Nevis zusammen, schufen Finsternis, wo eigentlich noch für Stunden die matte Helligkeit des Tages hätte herrschen sollen.

Die Träumende wußte, warum. Sie wußte alles. Dort oben, in den schneebedeckten, schroffen Weiten des Götterberges lag das nächste Etappenziel des Schwarzen Druiden und der Hexenherz-Präsenz.

Die Eishöhle des Schneeteufels!

***

In der nächsten Nacht fühlte sich Damona stark genug für ihr Vorhaben. Wieder wachte Ben Murray neben ihrem Krankenbett. Sie schaute ihn verstohlen unter halb geöffneten Lidern heraus an. Ihre Lippen murmelten einen Zauberbann. Der Yard-Inspektor schlief ein.

Damona richtete sich auf, glitt aus dem Bett und wäre fast gestürzt. Sie fing sich, tastete sich an der Wand entlang. Ihre Kleider fand sie in dem weinroten Schrank. Sie holte sie heraus und kleidete sich hastig an.

Minuten später huschte sie auf den Korridor hinaus. Nur wenige Notlichter brannten. Damona lief den langen Flur entlang. Sie empfand keine Schmerzen. Die Brustwunde blutete jedoch stark. Sie ahnte, daß sie nicht mehr viel Zeit hatte. Der Verfall des schwarzmagischen Druidenzaubers war von irgend jemanden verzögert worden. Vielleicht durch Flora Blavatskys Blumenmagie, mit der sie auch Ben Murray geholfen hatte. Aber aufgehalten war der Verfall nicht. Die Wunde, die ihr der Druide gerissen hatte, war nach wie vor tödlich. Sie würde sterben. Nicht jetzt gleich. Irgendwann. Sie spürte es. Deshalb mußte sie jetzt handeln, solange sie das noch konnte.

Keine Menschenseele begegnete ihr, auch auf der breiten Betontreppe ins Erdgeschoß hinunter nicht.

Geheimnisvoll und unaufhaltsam wie ein Schatten verließ sie das

Krankenhaus.

***

Sie wurde verfolgt, aber das bemerkte sie nicht!

Ihre ganze Konzentration war ausschließlich auf ihr Ziel gerichtet.

Nichts und niemand würde sie aufhalten können. Der kahle, schneebedeckte und sturmumtoste Gipfel des Ben Nevis geisterte vor ihrem inneren Auge herum.

Die Frostwelt des Götterberges… Eiskristalle glitzerten und funkelten in vorsichtig tastenden, eigenartig kraftlosen Sonnenstrahlen.

Dunkelheit kam. Die Wolkenmassen drängten sich zusammen, die Sturmwinde wurden heftiger und bissen in das von Schnee und Eis überzogene Land!

Und ein Uralter regte sich in den Tiefen seiner Höhle. Der Schneeteufel!

Kytai… kytaia – yal Llewaynal …

Ein Zauber hielt sie aufrecht und zeigte ihr diese Bilder. Ein Zauber schenkte ihr das Wissen. Ein uralter Hexenzauber, den sie nicht begriff und niemals begreifen würde. Sie stand in seinem Bann.

Aber das war ihr recht, denn so würde sie ihr Ziel erreichen.

Es regnete in Strömen, doch das bemerkte sie nicht. Sie spürte weder Nässe noch Kälte, und ihre Umgebung nahm sie nur verschwommen und mit begrenztem Blickfeld wahr.

Bei der nächsten Gelegenheit winkte sie einem Taxi. Nach dem dritten Versuch hielt einer der Fahrer.

»Wohin, junge Frau?« wollte der Driver wissen.

»Heathrow Airport«, sagte sie, und dann sprach sie während der ganzen Fahrt kein Wort mehr. Der Driver fühlte sich in ihrer Gegenwart alles andere als wohl.

Drei Stunden später startete eine Maschine nach Oban. Damona King war an Bord. Der kalte Glanz in ihren zu Schlitzen verengten Augen war stärker geworden.

***

Der Flug verlief ohne Zwischenfälle.

Der Verfolger beobachtete die schweigsame, blasse junge Frau aufmerksam. Keine Sekunde ließ er sie aus den Augen. Die ganze Zeit über war er nervös und angespannt. Er konnte nicht verstehen, wie sie diese Strapazen aushielt – und das bei der Verletzung.

Zeit wurde bedeutungslos. Minuten wurden zu Stunden. Der Verfolger bemerkte es kaum. Dann kam die Landung. Sanft setzte der Silbervogel auf der Piste auf.

Die Passagiere verließen die Maschine und wurden von einem Landefeld-Bus ins Flughafengebäude von Oban gebracht. Es war empfindlich kalt. Schneeflocken tanzten im Nachtwind. Kalt

schimmerte der Glanz der Flughafen-Peitschenlampen durch die Düsternis. Hier oben, in den Schottischen Highlands hatte der Winter bereits Einzug gehalten. Der Verfolger stellte den Fellkragen seines Mantels hoch.

Damona King passierte die Zollkontrollen, ohne angehalten zu werden. Eine Aura schien sie einzuhüllen, die sämtliche Schwierigkeiten aus dem Weg räumte – oder gar nicht erst entstehen ließ.

Der Verfolger mußte sich beeilen. Menschengedränge. Durchsagen. Hektik. Der Boden der großen Halle war schmierig und naß und dreckig. Der Verfolger zuckte zusammen, als er sah, daß Damona King taumelte, sich plötzlich nur noch mühsam aufrecht hielt…

Er begann zu laufen.

Ein kleines, blondes Mädchen war schneller als er. Die Kleine zupfte an Damonas Jackenärmel. »Ist dir nicht gut?«

»Ddoch«, hörte der Verfolger die schwarzhaarige Frau sagen. »Es geht schon wieder. Danke…«

»Sie sind so bleich«, sagte die Kleine mit ihrer hellen Stimme. »Ich könnte Sie stützen. – Übrigens, ich heiße Claudia. Claudia Kern. Ich bin mit meinem Onkel hier… Da drüben ist er … Dieter Walther. Wir kommen beide aus Deutschland und wollen hier zusammen mit meiner Mutter und meinem Bruder Weihnachtsferien machen. Meine Mutter arbeitet hier …«

Damona King nickte, strich dem etwa elfjährigen Mädchen über die Haare. »Danke. Aber…«

Weiter kam sie nicht mehr. Sie brach einfach zusammen.

Stanton McKay, der Verfolger, war einen Herzschlag später schon bei ihr, untersuchte sie kurz, wobei er die neugierig Näherdrängenden energisch auf Distanz hielt – und stellte resignierend fest, daß Damona King nicht mehr zu helfen war.

Sie hatte sich endgültig überfordert.

Sie lag im Sterben.

***

Der rotgeschuppte Dämon saß neben ihr am Bett und schaute aus geschlitzten, gelben Raubtierpupillen mitleidslos auf sie herunter.

Sein Echsengesicht war eine fürchterliche Fratze, die eigenartig verzerrt wirkte. Es zeigte keinen Ausdruck.

»Wo bin ich?« fragte Damona und wunderte sich über die Vertrautheit, mit der sie mit ihm sprach.

Der Dämon bewegte sich, wobei seine Schuppen häßlich übereinanderkratzten. Das große Maul klaffte auf und entblößte spitze Reißzähne. »Auf King's Castle. Zuhause. Dort, wo vor vielen Jahren alles angefangen hat.« Ein grollendes Lachen drang über die wulstigen

Hornlippen, eine gespaltene Zunge wischte heraus.

»Stanton McKay… Hat er mich hierhergebracht?«

Der Dämon nickte. »Und du lebst noch immer. Faszinierend. Du willst mich doch nicht etwa um meinen Lohn betrügen?«

»Deinen Lohn? – Wer bist du eigentlich?«

»Weißt du das wirklich nicht, Damona King?« Forschend starrte er sie mit seinen kalten Augen an. »Nein. Sterbende können sich mir gegenüber nicht mehr so verstellen. Nun denn, ich bin Yakaal, der Hexendämon. Du hast mich gerufen. Erinnerst du dich? Kytai… Kytaia … yal Llewaynal …«

»Und?« fragte sie gespannt.

»Ich bin deinem Ruf gefolgt. Ich habe dich an meinen Dämonenkräften Anteil haben lassen.« Wieder grollte das Lachen. »Oder warum, glaubst du, lebst du noch immer? Ich habe deinen Sturz abgefangen, ich war es, der dir die Kraft gab, dich in eine Katze zu verwandeln – und schließlich war ich es auch, mit Verlaub, der den Druidenzauber bis jetzt verlangsamt hat.«

Damona spürte das dumpfe Pochen in ihrer Stirn. »Und die Visionen… vom Ben Nevis … Vom Schneeteufel – und vom Schwarzen Druiden und Asyhra …«

»Ich – ich – ich… Das alles ist mein Werk. Ich bin ein mächtiger Dämon – nicht so mächtig wie Asmodis, mein Herr, aber immerhin…«

»Warum hast du mich dann meine Mission nicht erfüllen lassen?«

»Weil ich glaube, daß du mich hereinlegen willst, Damona King. Mein Lohn…«

»Sag mir endlich, was für einen Lohn. Ich weiß nämlich nichts davon… Der Hexenzauber – ich habe keine Ahnung, was ich mit diesen eigenartigen Worten versprochen habe.«

»Aha – dacht' ich's mir doch!« versetzte der Dämon und nickte wissend.

»Dann will ich es dir jetzt sagen, Sterbliche. Ich tue nichts umsonst. Ich bin der Hexendämon. Ich stelle euch Bastarden meine Kräfte zur Verfügung, damit ihr eure Zauberkunststückchen durchführen könnt. Ich riskiere, daß mir Asmodis, der Höllenfürst, die Schuppen über die Ohren zieht. Dafür habe ich Lohn verdient… Das heißt …«

Er kratzte sich an der Schnauze. »In diesem speziellen Fall… Es geht gegen die Blutgötter, wie ich weiß. Diese aber sind uns Dämonen der Schwarzen Familie verhaßte Gegner. Nun – ich wollte großzügig sein und dich wenigstens diesen Druiden und seine Partnerin erledigen lassen. Aber ich vertraue dir mittlerweile nicht mehr. Deshalb habe ich meine Bemühungen eingestellt.«

»Nenn mir deinen Lohn. Ich verspreche dir, Yakaal, ich werde dich nicht darum betrügen!«

Er zögerte geziert. »Du weißt, um was es dem Schwarzen Druiden

dort oben, auf dem Ben Nevis geht? Ja, bestimmt… Ich habe dir die Bilder in deinen Verstand projiziert, und natürlich hast du die richtigen Schlüsse gezogen. Du weißt, daß der Schwarze Druide den Schneeteufel Skirrass treffen will, den uralten Chronisten der Blutgötter … Und du weißt sehr wohl, was dieser alte Scharlatan seit Jahrhunderten treusorgend für den Druiden hütet!«

Damona nickte schwach. Sie spürte, wie das Leben aus ihr hinaussickerte.

»Die schwarze Seele des Druiden«, murmelte sie.

»Genau. Diese Seele ist für den Druiden die Garantie dafür, daß er unsterblich ist. Solange man seine Seele nicht auslöscht, wird er existieren, wird er von Körper zu Körper wechseln können. Doch selbst ohne diese Seele ist er noch ein ernstzunehmender Gegner. Gut, er kann sich nicht mehr von Körper zu Körper schwingen, er ist gezwungen, in einem Körper zu verweilen, und wenn dieser verletzt wird, so ist es auch mit ihm zu Ende… Dazu muß man seinen wirklichen Namen gar nicht kennen.« Der Dämon unterbrach sich und blickte sie an. »Du erinnerst dich? Man kann den Schwarzen Druiden normalerweise nur töten wenn man seinen Namen kennt. Ja, ja, du erinnerst dich, ich sehe es.« Er schloß das echsenhafte Maul. »Du bist wirklich gefährlich, Damona King. – Oder besser, du warst gefährlich, denn jetzt stirbst du. Wie schade. So nahe vor dem Ziel.«

Grausamer Spott lag in der Stimme des Hexendämons.

Damona wußte, er konnte ihr helfen, wenn er nur wollte. Oder – wenn sie ihm nur den richtigen Lohn versprach, und das glaubwürdig.

»Deinen Preis, Dämon. Nenn mir endlich deinen Preis. Ich werde ihn bezahlen. Ich habe keine Zeit mehr, großartig zu handeln. Ich will den Schwarzen Druiden erledigen… Nur das ist mir noch wichtig.« Flehend sah sie ihn an, wobei sie sich gleichzeitig aus den Kissen erhob. Die vertraute Umgebung ihres Zimmers auf King's Castle versank hinter der bizarren Gestalt des Schwarzblütlers.

»Also gut.« Der Echsenköpfige nickte. In seinen Raubtieraugen glomm ein kaltes Feuer. »Für meine Dienste will ich mit einem – Menschenleben belohnt werden! – Wie du es mir in deiner Beschwörung versprochen hast. Ein Menschenleben!«

***

»Ich bin einverstanden.«

Die Schwäche nahm zu. Kälte umkrallte ihr Rückgrat, wanderte durch ihren Körper, um schließlich einen frostigen klammernden Ring um ihr Herz zu bilden. Nein, sie hatte wirklich keine Zeit mehr zum Handeln – nur zum Bluffen.

Mißtrauisch schaute der Dämon sie an. »Ich will das Opfer aus deiner Hand entgegennehmen«, sagte er rauh. »Du sollst es töten und mir

sein Leben darbringen.«

»Gut.«

Damona hielt dem starren Blick des rotgeschuppten Dämons stand.

Er schien mit seinen Geistfühlern in sie einzudringen, schien in ihrem Verstand nach der Wahrheit dieser Behauptung zu forschen – und sie zu finden. Damona zeigte ihre Überraschung nicht.

Schlagartig wurde alles anders.

***

Der Raum blieb unter ihr zurück, und ebenso ihr sterbender Körper.

Rasende Geschwindigkeit peitschte sie vorwärts. Beiläufig fühlte sie Yakaal in ihrer Nähe, doch er war nicht zu sehen.

Rasch flog die Landschaft unter ihr dahin. Berge, Wälder, Seen mit kristallklarem Wasser, Bäche, die sich an steilen Abhängen in wilde Sturzfluten verwandelten. Nebel hing wie Watte über dem urwüchsigen Land. Damona glaubte den würzigen Duft nasser Erde wahrnehmen zu können.

Der Ben Nevis tauchte unter ihr auf.

Wolkenschwaden verhüllten seinen kahlen Gipfel. Eis und Schnee regierten in dieser Höhe, doch Damona spürte nichts davon.

Sie witterte die Ausstrahlungen dreier dämonischer Wesenheiten!

Die des Schneeteufels Skirrass.

Die des Schwarzen Druiden.

Und diejenige der Hexenherz-Präsenz.

Ein ruckartiger Übergang! Yakaal lachte an ihrer Seite.

»Jetzt zeig, was du mit meinen Kräften anstellen kannst!«

Ein gewaltiger Höhlendom umgab sie. In seinem Zentrum spritzten drei Gestalten auseinander. Eine davon war gut zwei Yards fünfzig groß, muskulös und über und über mit einem schneeweißen Fell bewachsen. Eine Yeti-ähnliche Kreatur. Das mußte der uralte Schneeteufel sein, der Hüter der Druidenseele!

Die drei Vasallen der Blutgötter waren total perplex!

Zu einer Gegenwehr ließ ihnen Damona keine Zeit! Sie schlug zu – genauso unerbittlich und gnadenlos, wie die Dämonischen es waren! Es waren Bestien – und mit der Auferweckung der Blutgötter hatten sie millionenfachen Tod über die Menschen bringen wollen!

Damona verwandelte sich in eine strahlend blaue Licht-Erscheinung und trug das Inferno auf die Dämonischen hinunter. Der Dom wurde in seinen Grundfesten erschüttert, der steinerne Höhlenhimmel brach ein, hausgroße, gezackte Trümmer polterten herunter, ließen Staubfahnen wirbeln und nur langsam wieder zu Boden sinken.

Urgewalten tobten in dem fahlen Licht.

Etwas zerfetzte unter Damonas reingeistigem Zugriff, und sie wußte, daß es die Seele des Druiden war. Schleimige Fetzen wirbelten davon.

Ein schrecklicher Gestank bereitete sich explosionsartig aus. Die Geisterscheinung ruckte herum, sah den Schneeteufel vor sich aufwachsen, das riesenhafte Gebiß gefletscht, die Pranken zum Schlag erhoben…

Dieses Gebiß konnte sogar ihrem Phantom-Körper gefährlich werden, wie sie gleich darauf erfahren mußte!

Er fetzte ihr die Seite auf, Lichtpartikel stoben wie Feuerfunken davon. Aber er war trotzdem kein Gegner für sie. Nicht in dieser Phantom-Inkarnation! Sie durchschlug ihn, sah schwarze Tropfen von Dämonenblut in alle Richtungen davonwirbeln, hörte gleichzeitig den Schwarzen Druiden im Körper des Toten Jonathan Sheffielt-Rouven gellend und voller Angst schreien… Sah die Hexenherz-Präsenz Asyhra, die noch immer in dem zerschmetterten Körper Leila Sheffielt-Rouvens gefangen war …

Damona schlug abermals zu. Lohende Gewalten brodelten auf ihre teuflischen Gegner hinunter, hüllten sie ein, verwandelten sie in Schemen –Aber sie hatte nicht mehr mit dem geheimnisvollen und mächtigen Zepter-Speer des Druiden gerechnet!

Der materialisierte jetzt in einer grellroten Aura, die sich schillernd und pulsierend ausbreitete und den Druiden und Asyhra einhüllte.

Im nächsten Moment erlosch das Glühen und Wabern. Der Höhlendom brach mit einem grauenvollen Bersten vollends in sich zusammen, gewaltige Trümmer begruben den Körper des Schneeteufels unter sich.

Aber Damona wußte, daß sie wieder keinen hundertprozentigen Sieg errungen hatte!

Sie hatte die schwarze Druidenseele und den Schneeteufel erledigt. Damit hatte sie die Blutgötter wichtiger Verbündeter beraubt.

Aber der Schwarze Druide und die Hexenherz-Präsenz waren entkommen. Und jetzt würden sie erst recht alles daran setzen, die Blutgötter wieder an die Macht zu bringen!

Ein grauenhaftes Reißen begleitete die übergangslose Rückkehr in ihren Körper.

Jetzt lag sie wieder hier.

In ihrem Sterbebett. Damona fühlte sich unsagbar schwach und elend.

Und dann kam der Hexendämon Yakaal und forderte seinen Lohn…

ENDE des zweiten Teils